

Nikodemus.

Eine Erzählung

von

J. H. von Wessenberg.

Dritte wohlfeile Auflage.

St. Gallen.
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1861.

Nikodemus.

Zu Jerusalem befand sich zur Zeit, als Jesus in Israel lehrte und viel Wunderbares verrichtete, unter den Pharisäern ein gelehrter Mann, mit Namen Nikodemus, ein Mitglied des hohen Rathes. Die Pharisäer, zu deren Hauptlehren er sich bekannte, zeichneten sich zwar durch vorzügliches Dringen auf genaue Beobachtung des mosaischen Gesetzes aus, und bewahreten auch den von einer andern Sekte, die man Saducäer nannte, angestrittenen Glauben an ein künftiges unsterbliches Leben. Die meisten aber unter ihnen waren

damals Heuchler, die mit dem Schein einer außerordentlichen Frömmigkeit und eines nachsichtlosen Eifers für das Gesetz ein schnödes Gewerbe trieben. Sie eiferten für des Gesetzes Buchstaben; aber sein bessernder, veredelnder Geist war ihnen fremd. Wenn sie beteten, fasteten, Almosen gaben, thaten sie es mit selbstgefälligem Prunk, um von den Leuten gelobt zu werden. Dabei machten sie sich kein Gewissen daraus, den Nächsten lieblos zu beurtheilen, ihn zu betrügen und in Geheim Unrecht zu begehen. Treffend nannte sie deßwegen Jesus übertünchte Gräber voll des Moders. Auch haßten sie ihn mit tödtlichem Groll. Sein ganzes Leben und alle seine Reden voll der lautersten Wahrheit waren ein Vorwurf für sie. Nikodemus theilte diese schlechte

Sinnesart mit der Menge der Pharisäer keinesweges. Vielmehr erregte die Person und Lehre Jesu in ihm eine große Verehrung; er hegte nicht das Vorurtheil, daß aus dem wenig geachteten Nazareth nichts Gutes kommen könne, wohl aber den Wunsch, durch vertrauliche Unterredung mit Jesu in die wahre volle Bedeutung seiner Sendung und Lehre, die ihm göttlich schienen, eingeweiht zu werden. Deßhalb kam er einst zur Nachtzeit zu Jesu, der gewöhnlich den ganzen Tag hindurch öffentlich dem Volke die Lehre vom Reiche Gottes in Parabeln und Gleichnissen vortrug, die Kranken heilte, den Blinden das Gesicht und den Tauben das Gehör gab. Nikodemus sprach mit freundlicher Hochachtung zu ihm: Wir wissen, daß du ein von Gott gekommener Lehrer bist:

denn Niemand vermag solche Zeichen zu thun, wie du, es sei denn Gott mit ihm. Doch Jesus, ohne auf diese Lobsprüche, die der angesehene Mann ihm mit redlichem Herzen, um sein Zutrauen zu gewinnen, gab, einzugehen, richtete seine Antwort gleich einzig auf die Hauptsache, wegen welcher ihn sein Vater im Himmel gesandt hatte. „Wahrlich, wahrlich! erwiederte er ihm mit dem größten Nachdrucke, ich sage dir: wer nicht von neuem geboren wird, kann das göttliche Reich nicht sehen." (Vorher könnten meine Mittheilungen dir nichts helfen; sie wären dir unverständlich.) Von einer solchen Antwort fühlte sich Nikodemus, der sogleich in die Geheimnisse des Reichs Gottes eingeweiht zu werden sich sehnte, überrascht; er versetzte: Wie kann denn ein schon er-

wachsener Mensch wiedergeboren werden? Ist es ihm möglich, seinen Lebenslauf von Vorn zu beginnen? Kann er wohl in seiner Mutter Leib zurückkehren und zum zweitenmal geboren werden? — Allein Jesus, auf seiner vorigen Aeußerung fest bestehend, um zugleich dem Nikodemus zu zeigen, daß er keine äußere sinnliche, sondern eine geistige Geburt eine Erneuerung, des innern Lebens, nicht der äußern Verhältnisse im Auge habe, antwortete: Wahrlich, wahrlich! ich sage dir, wer nicht aus dem Wasser (worin wir taufen), und dem Geiste (der von oben kommt), (durch das Bad übernatürlicher innerer Reinigung) wiedergeboren wird, kann in das Reich Gottes nicht gelangen. Um dieses noch deutlicher zu machen, fügte er bei: Was vom (verweslichen) Leibe geboren ist, ist

Fleisch, was aber vom (unvergänglichen) Geiste geboren ist, das ist Geist. Laß dich (also) nicht wundern, daß ich dir gesagt: Ihr müsset von neuem geboren werden! Der Wind wehet, wo er will; du hörst sein Getöse, aber du weißt nicht, woher er kommt, und wohin er geht. Eben so verhält es sich auch mit Jedem, der vom Geiste geboren ist. (Seine Wiedergeburt, so wie alles Walten des Geistes *) läßt sich weder mit den Sinnen, noch mit dem Verstande begreifen.) Hierauf ver-

*) Wie beim Lufthauche, wird man auch beim Geiste die Wirkungen gewahr, aber nicht, wie er wirkt, noch wo er zu wirken anfängt und aufhört. Niemand weiß die leibliche Geburt zu erklären, wie viel weniger die geistliche? Und wer hat die Einwirkungen Gottes auf die Seele jemals erforscht? Prediger 11, 5. 6.

setzte Nikodemus mit steigender Verwunderung und Lernbegierde: Wie wäre so etwas (eine so wunderbare Umänderung des innern Menschen) möglich? Die Einfalt der Worte des Lehrers, der die Wahrheit selbst ist, war für den Schriftgelehrten zu erhaben. Nur dem kindlich Gesinnten ist sie verständlich. Jesus daher, um den Rabbiner mit liebreicher Schonung, und doch mit treffender Klarheit auf den Unwerth, das Nichts seiner bisherigen Gelehrsamkeit aufmerksam zu machen, erwiederte: „(Wie?) du bist ein Lehrer in Israel, und begreifest das nicht (wovon doch die Seligkeit des Menschen einzig abhängt)?“ Doch, um jetzt in ihm einen zuversichtlichen Glauben an die Wahrheit seiner Worte zu erwecken, fuhr er im Bewußtsein seiner göttlichen Würde fort: „Wahrlich,

wahrlich! ich sage dir: Wir *) reden, was wir wissen, und bezeugen, was wir gesehen haben. (Nicht menschliche Sagen und Satzungen tragen wir euch vor.) Doch ihr (von Vorurtheilen verblendet) nehmet unser Zeugniß nicht an. Da ihr nicht einmal glaubet, wenn ich von irdischen Dingen (von den Verderbnissen im jüdischen Staate) mit euch rede, wie werdet ihr glauben, wenn ich von himmlischen (von Gottes Reich und dem Mittel, dahin zu gelangen) mit euch rede? Und doch ist Keiner in den Himmel aufgestiegen (Keiner hat Gottes Geheimnisse ergründet), als der vom Himmel (ewig Eins mit dem Vater) ist.

*) Zur Verstärkung des Nachdrucks seiner Rede bediente sich der Sohn Gottes hier von sich der mehrern Zahl.

(Welcher Gesetzlehrer kann so etwas von sich sagen?) Doch, wie Moses in der Wüste (vor Aller Augen) eine Schlange (zum Zeichen göttlicher Hülfe für diejenigen, die, Gott vertrauend, zu ihm aufblicken würden) in die Höhe aufgestellt hat, so muß auch des Menschen Sohn erhöhet werden, damit, wer an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe. Denn, damit dieses geschehe, gab Gott seinen eingebornen Sohn (in Knechtsgestalt, daß er am Kreuze geopfert werde) hin. So (unaussprechlich) hat Gott die (Menschen-) Welt geliebt. Denn nicht deßhalb hat Gott seinen Sohn in die Welt gesandt, daß er sie verurtheile, sondern daß sie durch ihn gerettet werde. Wer an ihn (aufrichtig, mit Vertrauen und mit dem Entschlusse, sich nach ihm umzubilden) glaubt,

der wird nicht verurtheilt. Wer aber nicht glaubt, der ist (eben dadurch) schon verurtheilt, weil er nicht glaubt an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes (der allein von ihm die Gewalt hat, die Menschen von der Sünde zu erlösen und selig zu machen). Das eben verurtheilt die Menschen, daß sie, da das Licht in die Welt gekommen ist, doch die Finsterniß mehr liebten, als das Licht; denn ihre Handlungen waren böse, und wer schlecht handelt, scheuet das Licht; er tritt nicht an das Licht hervor, damit seine Handlungen ungerügt bleiben. (Eine Umkleidung, Verschleierung, Uebertünchung der Sünde, der bösen Neigung ließe er sich etwa gefallen. Aber er legt keine Hand an, um sie selbst im Keime zu vertilgen. Das Ehrenkleid der Tugend mißfällt ihm nicht, aber es soll

ihm nur dienen, den Krebsschaden des Lasters zu verhüllen.) Wer hingegen in Einfalt der Wahrheit folgt, wer thut, was recht ist, der tritt an das Licht, damit seine Handlungen offenbar werden, weil sie in Gott gethan sind (Joh. 3, 1—20). Diese letzten Worte des Herrn enthalten die vollständigste Auskunft von der ganzen sittlichen Geschichte des Menschen, der nur durch innere Heiligung, durch ein gänzliches Opfer der Eigenliebe zur Seligkeit zu gelangen hoffen darf. Treffend bezeichnen sie den Beweggrund, warum von jeher im jüdischen Volke die Propheten, die die Gesetze des Reichs Gottes ihm zu enthüllen gesandt waren, gehaßt und bis in den Tod verfolgt wurden. Auf ihre leibliche Beschneidung sich verlassend, unterließen die Juden die Beschneidung des Herzens; stolz auf ihre Ab-

stammung von Abraham, versäumten sie, durch frommen Sinn und tugendhaften Wandel Kinder Gottes zu werden, und ihrer Werke der Finsterniß sich bewußt, waren sie jedem Verkündiger des Lichtes abgeneigt, und wähnten, in seinem Blute das Licht auszulöschen, durch das ihre Schlechtigkeit möchte offenbar werden. Die Eigenliebe, die das Herz verblendet, hinderte sie, ihre tiefe Verdorbenheit einzusehen; sie waren daher auch voll Argwohn gegen jeden Arzt, der ihren Schaden berührte, sie auf die Gefährlichkeit ihrer Seelenkrankheit aufmerksam machte und völlige Sinnesänderung von ihnen verlangte. Einer Wiedergeburt des jüdischen Staats sah alles Volk mit Verlangen entgegen. Aber nirgend ein Gedanke: sie durch Wiedergeburt des innern Menschen anzubahnen. — Wann ent-

floß dem Munde des Erlösers ein Wort, das lebhafter und dringender zum Nachsinnen über das Wesen und die Bestimmung des Menschen aufforderte, als hier im Nachtgespräche mit Nikodemus? Wie kann vor dem zweischneidigen Schwerte der Worte, die er hier sprach, das Spinnengewebe der Ansichten und Maximen derjenigen bestehen, die vom Buchstaben ihr Heil erwarten, oder von äußerer Bildung, oder von leiblicher Uebung, oder von einem Wissen ohne gläubig frommes, gottseliges Thun, das vom Frommthun himmelweit verschieden ist? Wenn auch Nikodemus zur Zeit, als er jene Unterredung mit Jesu hatte, die volle Bedeutung seiner Worte noch nicht erkannte, so setzte sie ihm doch in der Folge die Erfahrung in's helleste Licht. An Veranlassungen fehlte es nicht. Tief

ergriffen von Jesu begeisterten Reden vom Reiche seines Vaters, sprachen Viele im Volke: Der ist wahrhaftig der Prophet, der erwartete Messias. Andere widersprachen, aber nur aus kleinlichen Vorurtheilen. Doch die Oberpriester und Pharisäer, voll argwöhnischer, trüber Angst, schickten Gerichtsdiener aus, um ihn zu ergreifen. Da nun aber diese mit leeren Händen zurückkamen, wurden sie von jenen zur Rede gestellt: Warum habet ihr ihn nicht hieher geführt? Sich entschuldigend, antworteten sie: So hat noch nie ein Mensch geredet, wie dieser. Voll Unwillen entgegneten nun die Pharisäer: Habet auch ihr euch verführen lassen? Hat je Einer der Vorgesetzten (aus unserm Orden) an ihn geglaubt? Nur dieser Pöbel da, der nichts vom Gesetze versteht, glaubt an ihn. Verflucht

sei er! — Nach solchen drohenden Aeußerungen der Machthaber machte der Schrecken jede Stimme zur Rettung der Unschuld verstummen. Der einzige Nikodemus, empört von jenem grimmigen Absprechen seiner Amtsbrüder, stand in der Versammlung auf, und im Gefühl eines Mannes, der die Erhabenheit der Tugend und Unschuld empfindet, sprach er mit würdigem Ernste: Pfleget wohl unser Gesetz (ist es mit der Ordnung vereinbarlich) einen Menschen zu richten, ehe man ihn verhört, und erkannt hat, was er gethan? . . So tief und unwiderleglich begründet diese Einrede des rechtschaffenen Mannes war, so entzündete sie doch nur um so mehr den Zorn seiner Amtsgenossen gegen ihn. Im Tone des Zornes gaben sie ihm zur Antwort: Bist du auch ein Galiläer? Forsche und siehe: Aus

Galiläa tritt kein Prophet auf! — So nahm auch hier die ergrimmte Bosheit in Ermangelung von Gründen zu leeren, eiteln Worten ihre Zuflucht. Ja, diesmal suchten sie sich sogar durch schnöde Verdrehung einer Schriftstelle aus der Verlegenheit zu ziehen *). Indessen sahen die Feinde Jesu dennoch durch die Einwendung des Nikodemus für diesmal ihren Anschlag vereitelt. Dies ergibt sich

*) Im Propheten Micha (5, 1) heißt es nämlich: daß aus Bethlehem ein Fürst auftreten werde (der Messias), das Volk Israel zu regieren. Weil nun Nazareth in Galiläa die Vaterstadt der Eltern Jesu war, so folgerten seine Gegner: er könne der verheißene Messias nicht seyn, obgleich sie sehr wohl wußten, daß Jesus in Bethlehem geboren war.

aus den Worten, womit der Evangelist seine Erzählung beschließt: Hierauf begab sich Jeder nach Hause (Joh. 7, 40—53). Im Verfolge der evangelischen Geschichte Jesu verlieren wir Nikodemus aus den Augen, bis wir ihn mit der Leiche des großen Lehrers, der am Kreuze den Geist aufgegeben hatte, mit zärtlicher Sorgfalt beschäftigt erblicken. Seine Apostel und vertrauten Jünger waren aus Furchtsamkeit geflohen, und hielten sich verborgen. Nur Johannes war mit den frommen Frauen, die Jesu mit ganzer, treuer Seele anhingen, ihm bis unter das Kreuz gefolgt. Wer sollte sich aber nun seiner Bestattung annehmen? Da er als Missethäter war hingerichtet worden, so durfte Niemand ohne Ermächtigung durch die Obrigkeit mit seiner Leiche verfügen. Ihr stand mithin die gleiche Schmach

bevor, wie den Leichen der beiden Verbrecher, die neben ihr noch mit dem Tode rangen. Dies ging dem Joseph, einem gerechten und guten Manne von Arimathäa (er war wie Nikodemus ein Glied des hohen Rathes und ein heimlicher Anhänger Jesu), sehr nahe. Ueber alle furchtsamen Bedenklichkeiten sich erhebend, eilt er daher zu Pilatus und bittet sich die Leiche aus. Der römische Landpfleger, nachdem er sich von dem wirklichen Absterben des Gekreuzigten versichert hatte, willfahrt der Bitte des hochgeachteten Mannes. Ohne Säumen geht nun dieser, die Abnahme der Leiche vom Kreuze vorzunehmen. Auch der gleichgesinnte Nikodemus fand sich dort ein, gegen hundert Pfund von einem Gemisch von Myrrhen und Aloe mit sich bringend. Beide wickelten den Leichnam mit diesen

Spezereien in reine und feine Leinwand nach jüdischer Begräbnißsitte, und legten ihn in einen nahe gelegenen Garten in eine noch ungebrauchte Gruft, welche Joseph für sich und seine Angehörigen in den Felsen hatte hauen lassen. So erwiesen die beiden Jünger des Herrn, die ihn bisher nur im Geheim in sehnsuchtsvoller Erwartung des von ihm verkündigten göttlichen Reiches verehrt hatten, noch seinem Leichnam ihre Ehrfurcht.

Dies sind die wenigen Züge, welche der Evangelist Johannes uns mit schöner, erhabener Einfalt von Nikodemus berichtet. So vortheilhaft sie, besonders in ihrem Zusammenhang betrachtet, für seinen Charakter sprechen, so haben ihn doch mehrere Schriftausleger mit Ungunst beurtheilt. Sie richteten dabei ihr Augenmerk vorzüglich auf die Stelle

Joh. 12, 42, 43., wo gesagt ist: „Auch viele von den Vornehmsten glaubten an Jesus, wiewohl sie wegen der Pharisäer sich nicht öffentlich für ihn erklärten, damit sie nicht aus der Synagoge gestoßen würden; denn sie sahen mehr auf Ehre bei den Menschen, als auf Ehre bei Gott." Es hatte nämlich der jüdische hohe Rath, der eine große Gewalt besaß, im Wahn, daß mit dieser auch die allein richtige Einsicht verbunden sey, den Beschluß gefaßt: daß wer Jesum für den Messias anerkennen würde, aus der Synagoge gestoßen werden sollte (Joh. 9, 22), und die Folgen einer solchen Ausstoßung waren sehr hart. Denn sie zog nicht nur tiefe Verachtung, sondern auch die Einbuße aller bürgerlichen Rechte nach sich. Aus den Zügen aber, welche Johannes von Nikodemus erzählt, geht nirgend, auch

nur mit einiger Bestimmtheit hervor, daß gerade die Furcht vor dieser Ausschließung auch ihn von dem öffentlichen Bekenntnisse seines Glaubens an Jesum abgehalten habe. Doch, gesetzt, eine solche Furcht habe auf sein Benehmen einigen Einfluß gehabt; so greife Jeder in seinen Busen, und prüfe sich wohl: ob er in den nämlichen Umständen stärker und muthvoller gewesen wäre? Menschliche Schwäche wär' es freilich gewesen, und kein Feigenblatt würde sie vor Gott verhüllen; aber uns könnte sie an einem Verehrer Jesu, der noch nicht getauft und auf den die Fülle des Geistes von Oben noch nicht herabgekommen war, so gar sehr nicht befremden, noch weniger uns berechtigen, den Nikodemus deshalb denen beizuzählen, die, wie der Evangelist sich ausdrückt, mehr auf Ehre bei Menschen, als auf Ehre bei Gott

sahen. Vielmehr stellt das von Johannes erzählte Benehmen des Nikodemus ihn als einen nach dem Reiche Gottes und seiner vollen Enthüllung aufrichtig sich sehnenden Verehrer Jesu dar, welcher, weit entfernt, an dem Rathe der Bösen Theil zu nehmen, bei vorkommenden Anlässen, die ihn zur Aeußerung seiner Verehrung aufforderten, jede Menschenfurcht auf die Seite zu setzen wußte. Freilich mit dem von Christusliebe ganz erfüllten Johannes, dem wir die Nachrichten von ihm verdanken, hält Nikodemus die Vergleichung nicht aus. Dieser weilte noch im Vorhofe, als jener schon im Heiligthume stand. Steht er aber wohl tief unter jenen offenkundigen Jüngern, als sie, bereits im Gefolge von Jesu, bald um den Vorrang im Reiche Gottes eifersüchtig sich bewarben, bald auf die Nichtgläubigen Feuer vom Himmel rufen

wollten, bald, eingeschüchtert durch die Gefangennehmung des Meisters, flohen und sich verbargen?

Nachstehende Erzählung setzt noch genauer in's Licht, welch eine zarte Behutsamkeit und große Umsicht die Beurtheilung des Charakters eines Nikodemus von uns erfordere, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, die Liebe zu verletzen, die dem Christen Alles in Allem seyn muß; denn Gott ist die Liebe!

* * *

Odoardo, ein Römer, wurde durch einen freundlichen Liebesdienst für eine Woche von der Hauptstadt abberufen. In der Zwischenzeit führte Mathilde die Kinder eines Morgens in eine Klosterkirche, wo eben mit vielem Pomp ein Ordensfest gefeiert wurde. Der geistliche Redner, beim Volk im Ruf eines großen Kirchenlichtes, sprach über den Text (bei Johan-

nes 3, 1—8), wo der Herr dem Nikodemus die Nothwendigkeit der geistigen Wiedergeburt erklärte. Alle Kunst der Beredsamkeit bot er auf, um darzuthun, daß diese Wiedergeburt sich ganz vorzüglich an seinem Ordensstifter bewährt habe, und er brachte hierüber wirklich manches Schöne und Erhebende vor. Dabei rückte er aber recht geflissentlich den guten Nikodemus tief in Schatten, und stellte ihn mit den blöden, kaltsinnigen und lauen Christen, ja selbst mit den ungläubigen Weltleuten und Zweiflern ganz auf Eine Linie. Odoardo, als ihm nachher die Kinder dies erzählten, schüttelte lächelnd den Kopf. Wohl mögen, sprach er, schon viele eifrige Jünger des Herrn über Nikodemus nicht viel milder geurtheilt haben, als jener fromme Prediger, obwohl sie es vielleicht

in der wahren Wiedergeburt des Geistes nicht einmal so weit gebracht haben, als dieses angesehene Rathsglied der Juden. Aber unter allen Charakteren ist auch vielleicht keiner, der sich unsrer Beurtheilung mehr entzieht, als der eines Nikodemus. Jederzeit war es wohl nur wenigen reinen Seelen gegeben, die Grundidee des Christenthums von der geistigen Wiedergeburt vollkommen an sich zu verwirklichen. Um so größer war aber vor Alters wie noch jetzt die Zahl der Eiferer, die das Wort Wiedergeburt beständig im Munde führten, und verächtlich auf diejenigen niederblickten, die ohne Geräusch nach der Sache im Innern streben und ringen. Ohnlängst kam mir eine alte Erzählung zu Gesicht, die auf diese Erscheinung in der Welt viel Licht verbreitet. Mag auch in ihr Dichtung der Wahrheit

beigemischt seyn, immer kann sie euch behülflich werden, in den Sinn des Gesprächs zwischen Jesus und Nikodemus und in den eigentlichen Charakter des letztern tiefer einzudringen. Dies sprechend, holte Odoardo aus einem Bücherschrank eine Pergamentrolle hervor, die alle Spuren eines hohen Alterthums an sich trug. Er setzte sich, und las: „Nicht fern von Antiochien lebte zur Zeit, als Constantius regierte, Theophanes, ein wegen Tugend und Weisheit sehr geachteter Hausvater, mit seiner Familie auf einer am Orontes gelegenen Anhöhe, deren prächtige Palmen weit umher ein herrliches, fruchtbares Land beherrschten. Er für seine Person hing noch an der ererbten Götterverehrung, während seine Frau, die fromme Eudoria, in deren Auge der sittsame, stille Sinn zu lesen

war, der jeden eiteln Schmuck und Prunk verschmähet *), sich längst der Lehre des Gekreuzigten mit ganzem Herzen zugewendet hatte. Theophanes, fern von jeder Abneigung oder vornehmen Verachtung gegen diese Lehre, die er in ihrer tiefen Bedeutung noch nicht zu erfassen vermochte, sah vielmehr mit Vergnügen in den Tugenden seiner Gattin, die mit ihrer Andachtsstrenge große Milde für Nothleidende jeder Art und die getreueste Sorgfalt für ihr Hauswesen verband, liebenswürdige Zeugen der Heiligkeit ihres Glaubens. Ihr keuscher, züchtiger Wandel gefiel ihm sehr **), oft sprach er bei sich: was für eine wackere Frau ist doch diese

*) Nach der Vorschrift der Apostel. 1. Petr. 3, 3. Paul. an Tim., Br. 2, 9.

**) 1. Petr. 3, 1. 2.

Christin *)! — Auch er glaubte an einen unsichtbaren Weltregierer, dessen Macht, Weisheit und Güte sich in den schönen Werken der Natur abspiegeln; die verschiedenen Götter aber waren ihm, wie damals allen gebildeten Heiden, nur Sinnbilder von einzelnen Eigenschaften und Wirkungen der Gottheit. Doch seine Untergebenen (und er hatte ihrer auf seinen weitschichtigen Besitzungen viele) waren dem Beispiel Eudoriens, als sie sich taufen ließ, gefolgt, ohne daß er einen einzigen davon abzuhalten gesucht hätte. Sind mir doch gute Christen, sagte er, weit lieber als schlechte Heiden! Auf seine Kosten hatte er den Neubekehrten einen schö-

*) Wie Libanius, der heidnische Redner, welcher ausrief: Proh, quales fæminas habent Christiani!

nen, geräumigen Tempel bauen lassen. Er selbst verrichtete seine Gebete und Opfer in einer einfach verzierten Hauskapelle, zu welcher nur er den Zutritt hatte, und wo schöne Bildsäulen des Zevs, der Minerva und des Apollo aufgestellt waren. So war es zu jener Zeit in einigen Gegenden des römischen Reiches schon dahin gekommen, daß Einzelne die vormalige Staatsreligion, jetzt dem Fürsten und der Mehrheit des Volkes verhaßt, nur in Geheim übten *), während das Jahrhunderte hindurch gedrückte, mit Schmach bedeckte und ver-

*) Wegen des Verbots der Kaiser Konstantin und Konstantius, ferner den Göttern zu opfern. Eusebius Leben Konstantins IV. 53. Cod. Theodos. L. 10. Tit. 16. c. 2. Ammian. Marcellin. L. 19. c. 12.

folgte Christenthum nicht mehr in abgelegenen Wildnissen, in Höhlen und Felsklüften, sondern in Tausenden von Tempeln seine Feste beging *). Eudoxia, die das bloße Anblicken eines Götzenbildes schon für Sünde hielt, nährte im Stillen die Hoffnung, auch den geliebten Gemahl noch zu ihrer Religion übertreten zu sehen. Ein hochgeachteter Priester zu Antiochien, Flavian, der den Theophanes zuweilen besuchte, sollte diese Umwandlung

*) Die Zeiten waren vorüber, wo der heidnische Parteihaß gegen das Christenthum so weit ging, daß er den Christen-Gott in Bildwerken in der Gestalt eines Esels darstellte, welcher Kindern und Ammen Unterricht ertheilt. Vergl. Fr. Münter: Die Christin in heidnischem Hause vor den Zeiten Konstantins des Großen. Kopenhagen 1828. S. 17 fg.

bewirken. Flavian aber ging bei der Aufnahme von Heiden in die christliche Kirche äußerst behutsam zu Werke, damit die Wahrheit auf keine Weise gelästert, sondern von Jedem, der die Werke derjenigen sah, die sich Christen nannten, der Vater im Himmel gepriesen werde. Daß eine noch so gewandte Polemik bei Theophanes nichts verfangen würde, sah der heilige Mann sehr wohl ein. Auch versicherte ihn Theophanes: die Tugenden der guten Christen würden ihn wohl schon zu ihrem Glauben herübergezogen haben, wenn er nicht die Wahrnehmung gemacht hätte, daß die Mehrheit der Christen gleich den meisten Heiden ihren Glauben durch Laster, durch Geiz und Ueppigkeit und lieblose Sinnesart verläugnete; daß Viele nur dem schnöden Eigennutz zu Lieb die Einweihung ins

Christenthum schienen nachgesucht zu haben, und nur deßhalb Christen seyen, weil der christliche Glaube nunmehr zu manchen zeitlichen Vortheilen den Zutritt öffnete, die den Heiden versagt wären; was ihn aber am stärksten abschrecke, seyen die Zänkereien über ganz unbegreifliche Dinge, welche die Gemeinde der Christen mit so heftiger Erbitterung zerrissen. Wie ich höre, sagte Theophanes, ist es damit so weit gekommen, daß sogar die Werkstätten, die Marktplätze, die Wechsel- und Trödelbuden und die Bäder beständig von dem geschäftigen Lärme der Streitlustigen ertönen. Flavian konnte diese Runzeln und Flecken im Antlitz der Kirche nicht in Abrede stellen. Thränen füllten sein Auge, indem er sie beseufzte. Allerdings, versetzte er, wird über spitzfindigen Wortstreiten vielmal das Wesen des Christenthums,

über der grübelnden Erfassung der Natur Gottes die Liebe zu Ihm aus dem Auge verloren; auch nennt sich der vergeblich einen Christen, der bloß die äußern Sinnbilder der Abgötterei verabscheut, aber in seinem Herzen dem Götzen einer Leidenschaft huldigt, und es kann unsere reine Lehre, bei einem verdorbenen Leben, zur Seligkeit nichts nützen. Alles dies gibt Anlaß, daß der Weg der Wahrheit gelästert werde *). Aber ist es gerecht, einen Acker zu verdammen, weil auf ihm nebst einer Fülle von herrlichen Früchten auch mancher Lolch und Schierling mit emporschießt? Wo ist auf Erden Vollkommenheit denkbar? Christus selbst hat uns ja erst jenseits, nicht schon hienieden das Himmelreich verheißen;

---

*) 2 Petr. 1, 2.

vielmehr fordert er, daß wir dieses durch Kampf verdienen, durch Kampf mit der Heuchelei und mit den Lockungen und Verderbnissen der Welt; daß wir aber beim unerschrockenen Festhalten an der Wahrheit und Tugend den Irrenden und Verkehrten mit liebreicher Milde begegnen. Gesetzt, unter Tausenden von bloßen Namenchristen leuchtete auch nur Einer in Sinn und Wandel mit den Tugenden, die das Evangelium erzeugt, so ist dieser Eine für die Göttlichkeit des Christenthums ein weit stärkerer Beweis, als jene Tausende, die es nicht als seine Kinder erkennt, wider dasselbe. Theophanes fühlte sich oft durch die eindringlichen Reden des Flavian, die eine ganz eigene Anmuth umfloß, gerührt, und er versprach ihm, die Sache ferner mit unbefangenem, nach dem ewigen Quell der Wahrheit gerichtetem

Sinn in Erwägung zu ziehen. „Thust du das, versetzte der Lehrer, so wird dir Gott die Erkenntniß verleihen. Demüthige Selbsterkenntniß ist der Schlüssel zur Wahrheit. Auch ich bin noch ein Schüler; das Auslernen ist in Christi Schule unmöglich.“ — Die Söhne des Theophanes wurden nicht, wie damals üblich war, Sklaven zur Aufsicht überlassen; nicht auf das Nichtswürdige, nur auf das Nothwendige wurde bei ihrer Erziehung große Sorge verwendet. Der frommen Eudoxia vorzüglichstes Augenmerk war, den beiden Söhnen Liebe und Verehrung für das Christenthum einzuflößen. Auch legte ihr Theophanes hierin kein Hinderniß. Die Gemüthsart der Söhne war aber sehr verschieden. Theodor schnell und heftig, jede ihm einleuchtende Idee mit Feuer umfassend; Eutropius

in Allem bedächtlich, überlegend, nur durch klar erkannte Gründe sich bestimmen zu lassen geneigt; man sah ihn gewöhnlich schweigend, nachsinnend, die Einsamkeit suchend. Theodors sichtliche Begierde, jedes Wort des christlichen Unterrichts sich anzueignen, und seine Gelehrigkeit für die Gebräuche der Christen erfreuten hoch das mütterliche Herz. Hingegen wurde dasselbe durch den Kaltsinn, womit Eutropius bei den Symbolen und Gebräuchen des Christenthums zu verweilen schien, mit bangen Sorgen erfüllt, wofür sie nur im Gebete Linderung fand. Oft in der Nacht stand sie auf, sank auf die Kniee und flehte voll Inbrunst und mit einem Strome von Thränen für die Sinnesänderung dieses Sohnes. Eigentlich war es bloß der Tiefsinn seines Gemüths, der dem Jüngling diesen scheinbaren Kaltsinn auf-

prägte. Um das Göttliche war es ihm ein wahrer Ernst. Aber Mütter sind sehr geneigt, selbst ihre eigenen Kinder nach dem äußern Scheine zu beurtheilen. Sorgsam ergriff die unsrige jeden Anlaß, um dem Eutropius das Beispiel seines ältern Bruders zu Gemüth zu führen. Doch er wußte immer mit zärtlichem Anstand der Zudringlichkeit der Mutter auszuweichen. Alle ihre Besorgnisse wurden aber mit neuem Schmerz durch folgenden Vorfall aufgeregt. Der Geburtstag des Theophanes war wie gewöhnlich von Frau und Kindern festlich begangen worden. Die Stimmung von Allen war herzlich und heiter. Am Abende waren sie unter den herrlichen Platanen auf einem Bergvorsprunge, wo ihnen die von der untergehenden Sonne beleuchtete Landschaft vor Augen lag, versammelt. Da schien

der Gefeierte, nachdem er lange mit Vergnügen den Spielen der Kinder (es hatten sich zu den seinen die von benachbarten Freunden gesellt) zugesehen hatte, auf einmal nachdenklich. Er setzte sich zur frommen Hausfrau, und sprach gerührt: Wohl werden wir diesen Tag in den nächsten Jahren allein ohne die Kinder feiern müssen. Warum denn dies, mein Lieber? versetzte Eudoxia betreten. — Weil wir sie auf einige Zeit von uns entfernen müssen. Die Jünglinge wachsen heran; es ist Zeit, daß wir sie für ihre Ausbildnng nach einer berühmten Schule senden. — Und nach welcher? — Nach der berühmtesten, dächt' ich, nach Athen. Jede zarte Faser des mütterlichen Herzens schauerte vor dem Gedanken, von wie vielen Gefahren die Jünglinge in dieser Pflanzschule, wie sie Athen nannte, nicht nur

der Vielgötterei, sondern auch einer stolzen Philosophie und der Hoffart und Ueppigkeit des Lebens bedroht würden. Ach! rief sie mit gebrochener Stimme, was wird ihnen die glänzendste Bildung frommen, wenn ihre Seele Schaden leidet? Doch Theophanes suchte Eudoxiens fromme Aengstlichkeit dadurch zu beschwichtigen, daß die Jünglinge der Aufsicht und Leitung eines christlichen Verwandten übergeben würden; und, fügte er bei, wären andere Städte ihrer Tugend nicht weit gefährlicher? z. B. unser nahes Antiochien? Du weißt, wie dort das Volk so leichtfertigen Sinnes ist! Sein Hunger nach Lustbarkeiten aller Art und seine Raserei für die Spiele des Cirkus und der Schaubühne sind ja längst zum Sprüchwort geworden. Und was sag' ich erst von Konstantinsstadt, die ihr Christen einen

Marktplatz des Glaubens nennt? Ja wohl ein lärmender Marktplatz ist sie. Da ist der Zerstreuungen kein Ende, und ein ewiges Treiben und Jagen nach nichtswürdigen Dingen; auch das Heiligste wird dort zum Gegenstand des zeitverkürzenden Scherzes und Spieles; und wie viele verführerische Reize bietet nicht der üppige Hof, an welchem eitle Prunksucht und die schlaue Kunst der Ränke um die Wette streiten *). Doch willige ich, sprach er, gerne da-

*) Gregor von Nazianz (Orat. XXXVI. 12) äußerte darüber mit seinem gewohnten Freimuthe: „Wie häßlich ist es doch, über die Städte zwar zu herrschen, sich selbst aber von den Lüsten beherrschen zu lassen; oder in andern Dingen verständig zu seyn, aber durch Pferderennen und Schauspiele und Wettläufe und Jagden sich in eine solche Raserei versetzen

zu ein, daß Flavian die Jünglinge vor ihrer Abreise noch näher mit dem Geist seiner milden Lehre befreunde, und sie auf die Gefahren in der Welt vorbereite. Nur bedung er sich aus, diesen Lehrstunden selbst beizuwohnen; eine Bedingung, welche die Gattin innig freute, indem sie sich von dem herzlichen, sanft begeisterten Vortrage des verehrten Flavian den besten Eindruck auch auf ihren Mann versprach. Der Priester von Antiochien kam auf einige Tage. Gewöhnlich kam man für seinen Unterricht im Freien unter den bewußten

---

zu lassen, daß man das zum eigentlichen Leben macht, und daß die erste der Städte, die doch billig ein Vorbild der andern in allem Guten seyn sollte, eine Stadt von lauter Spielenden ist."

Platanen zusammen. Flavian wählte zum Leitfaden der Gespräche mit den Jünglingen, in die er seinen Unterricht kleidete, das Evangelium des Johannes, weil hier die schönsten Blüthen, Früchte und Strahlen der Lehre des Gottessohns in ein entzückendes Bild vereinigt sind. Ohne sich genau an die Reihenfolge der Erzählungen zu halten, fing er doch mit dem Vorläufer und Täufer an, und stellte neben ihm das Bild des Nathanael auf, kam aber dann gleich auf Nikodemus. Die Charaktere dieser drei verglich er miteinander, warf dabei auf die Samariterin und auf Zachäus einen Blick, und zeigte, wie die Menschen auf verschiedenen Wegen zum Einswerden mit Christus gelangen könnten. In dem Gespräche, das sich hier entwickelte, traten die Gegensätze in der Gefühls- und

Sehart der beiden Jünglinge recht an's Licht. Theodor konnte seinen Aerger über Nikodemus weder zurückhalten, noch mäßigen. Er nannte ihn einen feigen Achselträger, der sich nicht getraut habe, bei Tag zu dem den Schriftlehrern verhaßten Jesus zu kommen, und der schon bei der ersten Forderung einer Wiedergeburt des Herzens zweifelnd und zagend zurückgebebt sey. Eutropius hingegen nahm ihn ernsthaft in Schutz. Zeugt es nicht, rief er, von seiner Wahrheitsliebe, daß er sich zuerst ingeheim zu den Füßen des neuen Lehrers in Israel hinsetzte, um sich mit seinem Charakter und dem Wesen seiner Lehre bekannt zu machen? Handelte er nicht als ein Weiser, indem er bei der wichtigsten Angelegenheit prüfend zu Werke ging, und das Für und Wider still in seinem geheim-

sten Innern abwägen wollte, bevor er sich der Schaar der Jünger beigesellte! Ist vorsichtige Klugheit, die zur rechten Zeit schweigt und zur rechten Zeit redet, tadelnswerth? Ist sie nicht ächtere Tugend, als der heftigste Eifer? — Petrus hatte seinen Meister in der himmlischen Verklärung gesehen, er hatte seine Göttlichkeit laut bekannt, er hatte ihm auf's heiligste unverbrüchliche Treue geschworen, und doch, wie brachte ihn die Frage einer einfältigen Magd, im Vorhofe des Hohenpriesters, wohin ihn der Vorwitz geführt hatte, um Muth und Treue, als der Meister den Weg zum Tode ging? — Was frommte dem Judas sein mehrjähriges, beständiges Zusammenseyn mit dem Herrn? Weit besser für ihn, er hätte Jesum nie gesehen, wohl aber redlich gestrebt, ihm ähnlich zu werden!

Flavian sprach, sie beide hätten, doch aus verschiedenen Gesichtspunkten Recht. Immerhin fordere aber die Liebe, die Gesinnungen eines Mannes wie Nikodemus mit Milde und Umsicht zu beurtheilen. Wir dürfen nicht übersehen, fuhr er fort, daß Nikodemus ein angesehenes Glied des jüdischen Rathes war, daß dieser Rath den bittersten Haß auf Jesum geworfen hatte, und mit Arglist auf Anlaß lauerte, um ihn zu verderben. Nikodemus war ein Mann von Ansehen und Vermögen; aber sein Sinn war für das Himmlische rege geblieben. Er war Pharisäer; doch lag ihm die Wahrheit näher, als die Satzungen einer Partei oder Sekte. Er hielt fest an dem Glauben seiner Väter; aber Kern und Schale, Hülle und Geist waren ihm doch Zwei, nicht Eins, und frei von dem stolzen

Wahne vollkommener Gotteserkenntiß, sehnte er sich, daß Gott sich ihm mehr und mehr enthülle. Er war ein Mitglied des hohen Rathes, dessen mehreste Mitglieder Jesum haßten, weil sie von ihm eine Verminderung ihres Ansehens befürchteten. Er aber fürchtet nichts, wenn dem Ehre gegeben wird, dem Ehre gebührt. Er hört über Jesus lästern; aber dies erstickt nicht die Sehnsucht in ihm, den Gelästerten, der so wunderbare Dinge thut, näher kennen zu lernen. Er tritt zwar nicht öffentlich als Jesu Schüler auf; aber wie weit erhebt sich sein Blick über die Nebelwolken, die über der Hauptstadt sich ausbreiten! Wie hoch steht er über dem Vorurtheile, welches selbst ein Nathanael, bevor er Jesum kennen gelernt, mit dem Haufen theilte: daß aus Nazareth (dem ärmlichen Landstädtchen)

nichts Gutes kommen könne, weit hinweg. Ganz verschieden von den andern Pharisäern und Schriftlehrern, die nur zu Jesu gingen, um ihn in seinen Reden zu fangen, suchte er aus inniger Verehrung ihn auf, um von ihm genauere Belehrung zu erhalten. Und wie manches Herz mag er nachher, als Jesu stiller Verehrer, ihm zugewendet oder geneigter gestimmt, oder doch von freventlichem Urtheile zurückgehalten haben! Er kam freilich erst zur Nachtzeit zu Jesu: aber wann hätte er, um ihn allein zu sprechen, zu ihm kommen sollen? Den Tag über befand sich Jesus im Tempel, in den Synagogen oder auf öffentlichen Plätzen, um in Gleichnissen und Parabeln das Volk zu lehren, und ihm durch Wunderthaten die Kraft seines Vaters zu zeigen. Daß Nikodemus lebhaft wünschte,

ihm durch seinen Einfluß ein Beschützer zu seyn, und daß er eben deßhalb mit Vorsichtigkeit zu Werke ging, war mehr als wahrscheinlich. Sein späteres Benehmen setzt es außer Zweifel. Was bewog ihn aber zu dem nächtlichen Besuche? Nichts anderes, als der Glaube, daß Gott mit Jesu sey. Warum glaubte er aber dies? Damals bloß deßwegen, weil Jesus Zeichen that, die nur Gott durch ihn verrichten konnte. Da ihm nun Jesus gleich im Anfange der nächtlichen Unterredung zu verstehen gab, daß ein solcher Glaube noch weit entfernt sey, zum Mitgliede des göttlichen Reiches zu machen, sondern daß dazu eine gänzliche Wiedergeburt erfordert werde; so war Nikodemus sehr betroffen. Oeffentlich vor dem Volke sprach Jesus nie geradezu von der innern Wiedergeburt, obgleich

er in Bildern darauf hindeutete. Hätte doch das Volk sich gleich an dem Worte: Wiedergeburt aus Mißverstand geärgert. Aber als Nikodemus, der Schriftgelehrte, auf ein Gespräch unter vier Augen zu Jesu kam, trug dieser kein Bedenken, ihm ohne Umschweife die Nothwendigkeit der Wiedergeburt an's Herz zu legen. Seinen jüdischen Vorstellungen war aber die Idee einer geistigen Wiedergeburt ganz fremd. Bei den Juden hatte längst der Buchstabe des Gesetzes den Geist getödtet und den Sinn der alten Prophetensprache umdüstert; sie kannten den Unterschied zwischen dem, was aus dem Fleische, und was aus dem Geiste geboren ist, nicht. Nach ihren Begriffen war es lediglich die Abstammung von Abraham, die leibliche Theilnahme an dem auserwählten Volke, die pünktliche

Beobachtung der äußern Gebräuche nach Moses Gesetz, was auf den Segen Jehovah's Anspruch gebe. Wie neu, wie auffallend mußte daher auch dem Nikodemus die Forderung einer Wiedergeburt seyn, die in einer durch eigene Anstrengung und den Einfluß von Oben bewirkten Umänderung der innern Gesinnung nach Gottes Vorbilde besteht! So ein geistiges Wunder schien ihm, der bisher nur von solchen Wundern, die die Sinne berühren, gehört hatte, chimärisch. So einleuchtend es ihm vorkam, daß der ein Gesandter Gottes sey, durch den Gott äußere Wunder wirkte, so hatte er doch damals noch eben so wenig Sinn für jenes geistige Wunder, als die Samaritanerin am Brunnen die Worte von Anbetung in Geist und Wahrheit sogleich zu fassen vermochte. Solche Dinge,

man kann es nicht läugnen, standen weit über dem Gesichtskreise des Juden, der noch immer von Weltherrschaft träumte, während seiner Einbildung die Lichtwolke beim Zug durch's rothe Meer noch vorschwebte, und der Donner auf Sinai und der Schall der Posaunen vor Jericho noch lebhaft in ihr ertönte. Wie schwer war es daher einem Juden, zu fassen, daß das Reich Gottes nicht von außen komme, sondern inwendig in uns sey; wie schwer, zu der demüthigen Selbsterkenntniß durchzudringen, die allein den Menschen bereitwillig macht, sein ganzes inneres Gebäude zusammen zu brechen, und Gott die Erbauung eines neuen und schönern zuzutrauen! Aber, wendete Theodor jetzt heftig ein, ist es nicht ärgerlich, daß Nikodemus, auch nachdem ihm Jesus die Wiedergeburt erklärt, und

durch das Gleichniß von dem Winde, von dem wir nicht wissen, woher er komme, noch wohin er wehe, gezeigt hatte, daß hier von keinen sinnlichen Begriffen die Rede seyn könne, noch immer sich sträubte? — Wer sagt uns denn dies? versetzte Flavian. In dem Evangelium steht kein Wort, daß er ferner widersprochen habe. Vielmehr spricht alles dafür, er habe die Reden Jesu tief im Herzen bewahrt, und von nun an mit leiserm Ohr auf die innern Regungen des Herzens, die zarten Laute des Gewissens, die Eingebungen des Geistes gelauscht, und sie auch immer besser verstanden, ohne sie mit den Sinnen begreifen oder mit dem Verstand erklären zu wollen. Ist doch die Nachfolge Christi nichts Aeußerliches; nicht sowohl mit dem Leibe als mit der Seele sollen

wir ihm nachfolgen, ihm ähnlich zu werden trachten. Dann werden wir inne, wie der sonst in uns leidende Geist thätig werde, und die sonst thätigen Triebe des Leibes leidend sich fügen, was eigentlich die innere Wiedergeburt ist. — Daß Nikodemus sich einer solchen Nachfolge Jesu beflissen habe, sey wohl nicht zu zweifeln, meinte Eutropius, weil das Evangelium im Verfolge selbst berichte, wie edel beherzt Nikodemus sich der blinden Wuth des Raths gegen Jesum widersetzt habe (Joh. 7, 50), obgleich ihm, als Mitglied dieses Rathes, die stolze Sinnesart, womit er jeden Widerspruch als Frevel an seinem Ansehen betrachtete, wohl bekannt war; und wie schön, wie herzergreifend, wie unzweideutig ist nicht die Verehrung, die er für den schmählich Gekreuzigten noch nach

seinem Tode, während die vertrautesten Jünger sich schüchtern verbargen, oder gar den Meister verläugneten, öffentlich an den Tag gelegt hat! — Gewiß, nahm Flavian wieder das Wort, so würde er nicht gehandelt haben, wäre die Idee von Jesu göttlicher Sendung in ihm nicht immer stärker und klarer geworden. Denn wie einsam stand er nicht mit dieser Idee in dem volkreichen Jerusalem! Wie äußerst Wenige noch fühlten dort ihr Herz von dem Morgenhauch eines Tages berührt, der den innern Menschen umgestalten sollte. Die zärtliche Sorgfalt, fiel Eudoria ein, welche Nikodemus mit seinem Freunde der ehrenvollen Begräbniß des Herrn gewidmet hat, ist in der That eine schöne Handlung, die mich mit ihm aussöhnen könnte. Mit Recht, entgegnete Flavian; das ehrende Begraben der

Todten gehörte bei den Völkern der Vorzeit, auch bei den Juden, zu den edelsten Werken der Milde. Wie schön ist nicht die heldenmäßige Hingebung der Antigonä *), um ihre Brüder, dem Verbot des Tyrannen zum Trotz, zu begraben! Wie rührend ist nicht die Sorgfalt des alten Tobias, womit er seine armen Landsleute im fernen fremden Lande der Unterjocher begrub! Durch die Worte Jesu: Du bist ein Lehrer in Israel, und begreifest das nicht? fühlte Nikodemus sich ohne Zweifel mächtig gereizt, tiefer in den Sinn der Offenbarungen Gottes einzudringen, wovon er bisher nur den Buchstaben gekannt hatte. Wohl nicht vergeblich hatte Jesus ihm erklärt: die Kunde

*) Allen Gebildeten in Morgenland aus dem rührenden Trauerspiele des Sophokles bekannt.

dessen, was er ihm gesagt, habe er von einem Höhern, von Gott selbst; nicht die Weisheit der Erde habe ihn das gelehrt; es komme vom Himmel. Beim genauern Erwägen der Worte Jesu mußten ihm über den Unwerth der weitläufigen aber unfruchtbaren Gelehrsamkeit der jüdischen Schriftlehrer nach und nach die Schuppen vom Auge sich lösen. Sein Durst nach dem ewigen Leben, von welchem Jesus ihn versicherte, daß es Jeder empfange, der wahrhaft an ihn glaube, mußte stets zunehmen. Bei prüfendem Nachdenken mußte ihm ein Licht aufgehen: daß die Dunkelheit der Lehre Jesu vom Reiche Gottes nicht in ihr, sondern in den Vorurtheilen und der Herzensverkehrtheit seiner Zuhörer ihren Grund habe; daß nämlich nur der, welcher ungeheuchelt thut, was Jesus vorschrieb, um in's Reich

Gottes einzugehen, die Enthüllung der Geheimnisse dieses Reiches hoffen dürfe. Bringt doch auch die Sonne überall Helle hin, wo sie reine Augen findet. Wo sie aber nicht hell macht, ist nicht ihre Schwäche, sondern die der Augen Schuld. Wie beherzigungswürdig mußte Nikodemus nicht die Worte Jesu finden: er sey nicht gesendet, um die Welt zu beherrschen, die Menschen zu verurtheilen, sondern um sie selig zu machen; wer immer, welchem Land und Volk er auch angehört, an ihn glaube, der werde gerechtfertigt, der sey ein Kind Gottes und komme nicht in Sein Gericht; wer ihm aber den Glauben verweigere, der sey schon gerichtet, weil er aus stolzer Selbstsucht der Wahrheit, die allein selig machen kann, widerstrebt, weil er das Heil von Außen, nicht von der innern Heiligung erwartet, weil die reine,

nicht mit leerem Schein sich brüstende Liebe, welche Gott allein von uns verlangt, in ihm nicht Wurzel gefaßt hat. Denn darin liege das Furchtbare, das Entsetzliche des Gerichts Gottes über die Welt: daß das Licht durch Gottes unendliche Güte in die Welt gekommen ist, und die Menschen dennoch die Finsterniß mehr lieben, als das Licht, das Licht, für das sie doch geschaffen sind, und in welchem allein sie des Lebens froh werden können: dies sey es, was die Menschen verurtheilt, nicht das Zufällige, daß sie unter diesem oder jenem Volke geboren, daß sie diesem oder jenem äußern Gesetz unterthan sind; ihre Scheu des Lichtes, ihre Vorliebe für die Finsterniß rühre aber bloß daher, daß ihre Werke böse sind, und sich deßhalb dem Licht, das Alles offenbar macht, zu entziehen suchen. — Und

eben diese Lichtscheue, fiel Theodor mit siegendem Ton ein, verdammt sie den Nikodemus nicht? Warum trug er denn noch Bedenken, nachdem Jesus ihm alles dies zu Gemüth geführt hatte, sich vor allem Volke als seinen Jünger zu bekennen? Warum blieb er im Rathe der Ruchlosen sitzen, die den Gottes-Sohn mit tödtlichem Hasse verfolgten?— Mein Lieber! entgegnete Flavian mit Ruhe, wie manche Seele ging schon zu Grunde, weil sie fliegen wollte, bevor ihr Gott Flügel wachsen ließ! Wie mancher Pilger unterlag schon in der Hälfte des Weges, weil er Anfangs zu geschwinde lief! Gedächten wir nur immer, daß auch über uns Tage hereinbrechen könnten, wo wir in Gefahr stehen, an Welt und Zeit irre zu werden; wo diese uns so bunt und kraus von Widersprü-

chen erscheint, daß es uns sauer wird, zu einer festen Idee und einem rechten Entschlusse zu kommen. Wir ahnen die Wahrheit, wir möchten sie. Aber da liegt rings um uns her verworrenes Irrgewinde. Die ganze Haushaltung unsrer angeerbten oder angewöhnten Vorstellungen fühlen wir im Grund erschüttert, sind aber im Gewühle dunkler Empfindungen noch ungewiß, was daraus werden soll. Der Andrang von tausend Umständen macht uns unvermerkt zaghaft und befangen. Wir möchten der Wahrheit zu Hülfe kommen. Aber uns hält die Angst zurück, ihre Sache zu verderben, oder doch ohne ihren Vortheil uns zum Opfer zu bringen. Wir suchen Zeit zu gewinnen; wir erwarten vorerst mehr Licht, bessere Gelegenheit„ und wie oft wird unsere Erwartung getäuscht? Wie

viele Arten, Gestalten und Farben der Täuschung gibt es nicht? und wie oft sehen wir die Täuschung erst ein, wenn der sie bekämpfende Herold der Wahrheit an's Kreuz geschlagen ist! — Hat aber nicht der nämliche Sohn Gottes, der die Wiedergeburt des Herzens für ein undurchdringliches Geheimniß erklärt hat, auch zu uns Allen gesagt: Richtet nicht! dann werdet auch ihr nicht gerichtet werden! Wer, außer Gott, kennt das Maß der Erkenntniß und den Umfang des Glaubens eines Jeden? Welche Vermessenheit demnach, seinem Urtheile vorzugreifen! Wie weit besser stünd' es nicht in der Welt, wenn Jeder nur über sich selbst strenges Gericht hielte, und das Richten über Andere unterließe! — Nikodemus war bei jenem Nachtgespräche noch wirklich im Zweifel; dieser zog ihn

aber nicht von Jesu weg, nur stellte er sich noch seiner gänzlichen Hingebung an den verehrten Lehrer in den Weg. Wie Vielen hingegen dient ein vorgeblicher Zweifel zum Vorwand, um den schweren Vertilgungskampf gegen die Hyder in ihrer Brust zu vertagen. — Wie konnte er aber noch zweifeln? rief Theodor mit Unmuth: in einem Herzen wie Kiesel hätten ja die Reden des Herrn Ueberzeugung erwecken, und Funken der Wahrheit herausschlagen müssen. — Was berechtigt uns denn, versetzte Flavian, diese Wirkung der Reden Jesu dem Nikodemus abzusprechen? Wohl kam die Wirkung nicht plötzlich zum Vorschein. Doch sind wir fürwahr, ohne ungerecht zu seyn, genöthigt, anzunehmen, daß Nikodemus begierig das Licht gesucht, daß er nach seinem Gespräche mit Jesus

redlich nach dem von ihm verkündigten Reiche sich gesehnt und getrachtet habe. Er ging der Weisheit begierig nach, und blickte zu ihren Fenstern hinein und horchte an ihrer Thüre, suchte Herberg bei ihrem Hause, und richtete an ihrer Wand sein Zelt auf *). Er hatte keine Begierde nach Schein und heuchelte keinen, und dies war schon nicht wenig, wenn wir ihn mit seinen Volks- und Standesgenossen vergleichen. Aber, wie dem hellen Tage die Dämmerung vorangeht, so ist es auch mit der Aufhellung in des Menschen Brust; durch unendliche Stufen wird die Seele von Klarheit zu Klarheit erhoben; aber dann erst fängt der volle Tag in ihr zu leuchten an, wenn sie, aller irdischen Ge-

*) Sirach 14, 21 — 25.

sinnung entsagend, an Einfalt des Sinnes, an Unschuld, an Reinigkeit, an Vertrauen zum unsichtbaren Vater im Himmel ein Kind geworden ist. Wie Manche wähnen neugeboren zu seyn, sind es aber nicht! Der alte Adam steckt noch tief in ihnen; nur hat er ein weißes Gewand umgelegt. Bloß aus eigener Kraft gelangt auch Keiner zur Wiedergeburt. Aber der Geist von Oben bewirkt sie in Jedem, der demuthsvoll darnach strebt. Allen, die Christum in sich aufnehmen, gibt er die Kraft, Kinder Gottes zu werden. Besonders den Kindlichgesinnten, die sich bei allem Fortschreiten in Einsicht und Tugend immer nur als Säuglinge ansehen, die noch an der Mutter Brust trinken, macht Gott offenbar, was denen, die in ihrer Einbildung höchst einsichtig und weise sind, stets verborgen bleibt. Wer

mit seiner Wiedergeburt prahlt und prunkt, der hat sicher ihre Larve nur. Freilich ist gerade die Erwerbung des ungetrübten Kindersinnes die schwierigste Aufgabe. Wie innig mag nicht Nikodemus zum Vater des Lichtes um diesen Kindersinn gefleht haben, um tiefere Blicke werfen zu können in die Verfassung seines Reichs! Er war noch nicht im Besitze der Wahrheit, aber er suchte sie; dadurch unterschied er sich von seinen Amts- und Zeitgenossen, die Andern und sich selber durch und durch zur Lüge geworden waren. Nur die Wahrheit macht frei. Mögen wir auch unsrer Ketten spotten; deßwegen sind wir noch nicht frei. Was macht es uns aber so schwer, sie zu brechen? Das täuschende, flimmernde Gespenst — die Lüge ist es, womit in tausend Gestalten die Eigenliebe unser Herz umschlingt, umspinnt

und umwindet. O Kinder! Gott bewahre uns vor der Lüge! Das sey unser Gebet am Anfang und Ende jedes Tages. Haben doch Sprache und Sitten im geselligen Verkehr so tief in den blendenden Lügengeist sich eingetaucht, daß auch der Scharfsichtigste Mühe hat, den Schein von der Wahrheit zu scheiden. Der große Haufen sah zur Zeit der Ankunft des Erlösers wie jetzt bloß auf den äußern Erfolg. Jesum, den Wunderthäter, hätte es zum König ausrufen mögen; Jesum, den Prediger der Umänderung des Herzens, schlug es mit wüthendem Haß an's Kreuz. Wie ganz anders Nikodemus! Er mengte sich wohl keineswegs unter den brausenden Haufen, der zum Thor hinauszog, um dem nahenden Fürsten des Friedens ein stürmisches Hosanna entgegen zu rufen. Aber wie schmerzlich mag sein

Herz geblutet haben wegen der boshaften Anschläge, über welchen die verschmitzten Führer des blinden Volkes brüteten, und wie mehr noch, als das tobende Geschrei jener Hosannarufer erscholl: An's Kreuz mit Ihm! Doch fiel dem Nikodemus, wie so vielen Andern, ja den vertrautesten Jüngern des Herrn selbst, die letzte Schuppe des jüdischen Vorurtheils erst nach seinem Tode und seiner Verherrlichung vom Gesicht. Dann erst strahlte Allen, die Augen hatten und sahen, der Finger Gottes, der seit Jahrtausenden das Christenthum als die Weltreligion bezeichnet hatte, zu welcher alle Völker, ohne Rücksicht auf Abstammung und leibliche Beschneidung, mittelst der Beschneidung des Herzens berufen sind, damit Alle, die da glauben und Gutes thun, Eine Heerde unter Einem Hirten bilden

mögen in seliger Eintracht. — Bei den letzten Worten waren Flavians Blicke mildleuchtend auf das Gesicht des Theophanes gerichtet. — Was ist denn aber aus Nikodemus geworden? fragte die Hausfrau. Ein Christ in vollem Sinne des Wortes, erwiederte Flavian. Glaubwürdige Berichte melden uns, er habe sich von den Jüngern Jesu taufen lassen, worauf er seiner Vorsteherwürde entsetzt, aus der Synagoge gestoßen und aus Jerusalem verbannt worden sey. Auf einem Landgute seines Oheims Gamaliel fand er eine Zufluchtstätte und dort starb er bald hernach. Gamaliel, selbst Christ geworden, ließ ihn neben Stephanus, dessen Begräbniß er besorgt hatte, beisetzen. — Theodor blickte den Priester von Antiochien verwundert an; ihm bebten die Lippen. Wie? sprach er, Nikodemus neben

Stephanus ruhend? — Das schwankende Schilfrohr neben der den Stürmen trotzenden Eiche? der schüchterne Nachtbesucher Jesu neben dem freimüthigsten Eiferer für sein Wort? — Wie du doch so unversöhnlichst sprichst, versetzte Flavian; noch an Gräbern unversöhnlich! Wie manche liegen hier neben einander, deren Charakter und Sehweise im Leben grell entgegengesetzt schienen, und sie werden sich dort oben, vom Lichte des Erlösers verklärt, friedlich, Wonn' und Liebe im Gesicht, die Hand reichen, ohne daß einer der Schwachheiten des andern weiter gedächte. Darum, o Lieber! söhne dich aus mit Nikodemus! Ging doch Gottes Gericht liebreich an ihm vorüber, weil er Jesum geliebt hat, weil er in dieser Liebe zunahm bis in den Tod, und aus Liebe für ihn Schmach litt und

Verfolgung. — Während Flavian so sprach, waren Mond und Sterne schweigend und klar am Himmel heraufgestiegen, und leise von ihrem milden Glanze berührt, feierten Berge und Thäler, Fluren und Gewässer in stillem Einklang den Gott der Liebe und des Friedens.

Theophanes war bei dem ganzen Gespräch ein schweigender Zuhörer geblieben. Seither las er oft im Geheim mit großer Aufmerksamkeit in den Evangelien, fand sich auch bald nachher fleißig bei den Vorträgen in der Kirche der Christen ein. Die Hausgötter ließ er seitdem unbesucht. Inzwischen waren die Söhne zu Athen angelangt, und eine ganz neue Welt schloß sich hier vor ihnen auf. Das rege, geräuschvolle Leben in dieser großen, ehedem der Minerva geweihten Stadt machte ver-

gessen, daß sie aus dem freiesten aller Freistaaten seit Jahrhunderten eine jedem Eroberer und Herrn schmeichelnde Sklavin geworden war. Sie war noch immer der gefeierte, am meisten besuchte Marktplatz der Gelehrsamkeit und des wissenschaftlichen Verkehrs. In Kunst, in Sitten und Gebräuchen begegneten sich hier die schroffesten Gegensätze der heidnischen und der christlichen Zeit und Welt. Neben den zierlichsten heitern Göttertempeln sah man die ungeschmückten, doch zur Andacht einladenden und vielbesuchten Kirchen der Christen; neben dem feierlichen, die Sinne fesselnden Pomp des heidnischen Götterdienstes die einfache und eingezogene Feier der christlichen Geheimnisse. Der Wandel einer großen Theils der Christen zeichnete sich durch geräuschlose und ungeschminkte

Tugend, Einfalt und Frömmigkeit aus, sehr abstechend von der Lebensart der reichen Heiden, deren Weichlichkeit und Prachtaufwand dem Elende der größern Volksklasse Hohn sprachen. Liebreiche Wohlthätigkeit war im Ganzen ein Charakterzug der vermöglichern Christen. Die Bessern in ihrer Gemeinde mieden die Schaubühne, wo die Göttersagen in verführerischer Gestalt sich darstellten, wie auch den Circus und die öffentlichen Bäder, wo die Ueppigket und der Luxus in vollen Glanz eitler Gefallsucht sich zeigten, die Sittsamkeit aber und der Christensinn mannigfach beleidiget wurden. Doch gab es auch schon viele Christen, die in der Lebensart sich von den sinnlich gesinnten Heiden wenig oder gar nicht unterschieden. Solche, der weichlichsten Ueppigkeit fröhnend, wähnten, ih-

rem Glauben Genüge zu thun, wenn sie oftmals mit Schaugepräng die Gräber der Märtyrer besuchten und die Kirchen reichlich beschenkten. Uebrigens war der Sinn des Schönen noch immer ein Gemeingut aller Griechen. Nur hatte er sich bei wahren Christen von dem Sinnlichen mehr der geistigen Betrachtung zugewendet. Platon war ihr Liebling. Für die gebildeten Heiden war ihr Götterdienst bloß zur Sache des Geschmacks geworden, und in so ferne daher die schönen Künste fortfuhren, dem vielgestaltigen Götterglauben zu huldigen, waren sie in den Augen der eifrigen Christen etwas Profanes und Unreines. Die Kirchengeräthe der letztern, wenn gleich geschmackvoll, waren doch einfach. So verzierte den Kelch des Abendmahls eine Figur des guten Hirten; über

der Kanzel erblickte man die Gestalt der Taube, am Taufbecken die Taufe Jesu abgebildet *). Hingegen war die Aufstellung menschlicher Bildnisse in den Häusern auch bei Christen üblich, und auch die Grabdenkmäler der reichern unter ihnen, die jetzt nicht mehr in unterirdischen Gewölben, sondern im Freien neben den Kirchen aufgestellt wurden, gaben denen der Heiden an Schönheit und Kunstwerth nichts nach. Der alte Mythus fand sich hier vielfältig mit christlichen Sinnbildern vermischt, ohne daß auch die reinste Christenseele daran Anstoß nahm. Aber auch die Schmeichelei fuhr fort, an öffentlichen Plätzen Bildsäulen der Kaiser und ihrer

*) Vier solche Abbildungen finden sich in *Seroux d'Agincourt*, Histoire de l'art depuis sa décadence.

Gemahlinnen zu errichten, und mit ihrer Aufstellung wurden jedesmal festliche Gebräuche verbunden, die nur zu stark an den Götzendienst erinnerten. Das Reich Gottes in ihrem Innern missend, nahmen Viele, die den Christennamen trugen, noch oft zum Aberglauben ihre Zuflucht, um von ihm Schutz vor zeitlichen Uebeln zu erhalten. Vergebens eiferten dagegen die Bischöfe und Aeltesten der Gemeinde. Viele mit dem heidnischen Wahn zusammenhängende Gebräuche dauerten fort, ohne von der lebendigen Kraft des Christenthums noch beseitigt oder umgebildet zu seyn. Nicht nur in den Tempeln der Heiden, auch sonst in den öffentlichen Gebäuden prangten noch neben den kaiserlichen Statuen die der Götter, und waren forthin eine Hauptzierde der Paläste und Gärten. Außerdem

liebten viele Reiche und Vornehme, in ihren Wohnungen mit den Bildnissen der alten Weisen, und im Gespräche mit ihren erhabenen Aussprüchen zu prunken, während ihr Wandel sich davon entfernte. Beim Anblick so vieler heidnischen und christlichen Gegensätze wurde Eutropius nachdenkend. Theodor konnte seinen Unmuth darüber nur mit Mühe zurückhalten. Wie kann der Kaiser, rief er oft entrüstet, den abscheulichen Heidengräuel neben dem Heiligthum dulden? Warum zwingt er nicht wenigstens die Abgötterei, sich zu verbergen. Sein Hausherr Diototos bewies ihm, wie ein solches Betragen, wodurch die Christen aus Verfolgten Verfolger würden, nicht nur gegen die Klugheit wäre, indem es Erbitterung nähren und die Heiden zu verzweifelten Maßregeln reizen würde, sondern wie sehr es

auch dem Gesetz des Christenthums widerspräche. Doch Theodor gab diesen Bemerkungen wenig Gehör. Mäßigung schien ihm Verrath. Sein Aerger fand tägliche Nahrung: denn man konnte damals noch in Athen und in der Umgegend kaum einen Schritt thun, ohne mit den Blicken irgend einem Denkmal der im Verlauf der Zeiten ins Unendliche vervielfältigten Vols- und Dichtersagen von Göttern und vergötterten Helden zu begegnen, die sich mannigfach durchschlangen und mitunter einen so grellen Widerspruch und Unsinn zeigten, daß sie nicht nur dem Christen, sondern auch jedem vernünftigen Heiden ein mitleidiges Lächeln abnöthigen mußten. Deßhalb bemühten sich seit geraumer Zeit berühmte Sophisten und Redner in mündlichen Vorträgen und in Schriften, den Sagen von den Göt-

tern eine der Vernunft und dem sittlichen Gefühl mehr zusagende Gestalt und Deutung zu geben. In ihren Schulen saßen vermischt nebeneinander Christen und Heiden, und aus allen Gegenden des Reiches strömten Jünglinge, nach feiner Geistesbildung dürstend, ihnen zu, und ihre Verehrung für die gefeierten Lehrer artete oft in leidenschaftliche Parteiwuth aus. In den Hörsälen des Redners Libanius und des Theosophen Chrisantius *) kamen unsere Jünglinge von Antiochien mit Vielen zusammen, die in der Folge die Welt mit ihrem Ruhm erfüllten. Unter diesen war Julian, ein Neffe des Kaisers, der, nachdem er den Thron bestiegen

*) Wahrscheinlich auch der Sophisten Himerius und Proätesius.

hatte, sein Zeitalter und den tiefen Sinn des Christenthums verkennend, durch seinen Enthusiasmus für den erlöschenden Götterdienst das Reich erschütterte, das er dadurch zu befestigen gedachte; sodann Basilius und sein Busenfreund Gregor von Nazianz und Synesius von Ptolomais, die alle später als Bischöfe und Kirchenlehrer glänzten. Bei diesen Studien (man nannte sie Philosophie) offenbarte sich der Gegensatz in den Charakteren von Theodor und Eutropius wieder auf ganz eigene Weise. Dem ruhigen Scharfblick des letztern konnten die feinen Täuschungen der Redekunst und Dialektik, wie die Schule sie lehrte, nicht lang' entgehen, und als er jetzt mit den Schriften des Platon und Xenophon befreundeter wurde, zerfloß vor seiner Seele die Zauberei

jener Künste wie ein Nebelflor, den die aufgehende Sonne zerstreut. Bewunderungswürdig erschien ihm dagegen die edle Einfalt in den Gesprächen des Sokrates und auch in den Gesängen des Homer, und mit Freude sah er darin Spuren und Ahnungen jener schlichten Weisheit, welche später der Sohn Gottes vom Himmel gebracht hat. Theodor hingegen, während er sein Aergerniß an den homerischen Fabeln nicht stark genug ausdrücken konnte, fand mit seiner entzündlichen Einbildung bald ein großes Gefallen an den Blendwerken der Sophistik und der Beredsamkeit, die die Schwäche der Gedanken zu verhüllen weiß und nichtswürdige Dinge mit blühenden Worten herausschmückt. Er wähnte die Weisheit zu umfassen, und umarmte eine blendende Wolke. Die Einfalt des Evange-

liums fing an ihm zu ekeln, und es bemächtigte sich seiner der Dünkel, daß er berufen sey, einst mittelst des glänzenden Rüstzeugs der griechischen Streit- und Redekünste der Weltweisheit ein unüberwindlicher Verfechter des Christenthums gegen die Heiden zu werden, ohne zu beachten, wie sehr diese göttliche Religion, die nur Geist und Kraft und Wahrheit ist, solche schnöde Vertheidigungsmittel verschmähe. — Indessen fühlte sich Julian, der, zwar Jedermann zugänglich und auch gegen den Geringsten freundlich, doch in Hinsicht seiner wahren Gesinnungen in sich gekehrt und verschlossen, nur mit Wenigen vertrauten Umgang pflegte, von der äußern Bildung, dem Fleiß und den Talenten der Söhne des Theophanes angezogen, und bewies ihnen ein besonderes Wohlwollen. In

seiner frühern Jugend war er dem Christenthum und allen seinen Gebräuchen mit aufrichtigem Eifer zugethan gewesen. Später hatte er auch eine kirchliche Stelle als Vorleser der heiligen Schriften angenommen. Nicht selten verrieth das Unstete seines Blicks und Muskelspiels, seines Humors, seiner Gebärden und Reden eine Unruh', einen Kampf im Innern. Noch immer beobachtete er mit großer Genauigkeit alle Christengebräuche, doch nur dem äußern Schein zu lieb, um den Argwohn des Kaisers zu beschwichtigen, während er in Geheim den Gedanken an Herstellung der alten Staatsreligion im Busen hegte. Weil er hierin an Eutropius einige Sympathie zu entdecken glaubte; so gewann er ihn vorzüglich lieb, hütete sich jedoch, vor ihm seine religiösen Ansichten durchblicken zu lassen. Denn,

wäre seine Anhänglichkeit an den alten Götterglauben ruchbar geworden, so hätte man sie ihm bei Hof als ein der Verbannung oder wohl gar des Todes würdiges Verbrechen angerechnet. Bald ereignete es sich aber, daß Julian vom Kaiser den Befehl bekam, sich als Cäsar an die Spitze der Legionen in Gallien zu setzen. Dieser scheinbare Glücksstern machte ihn trostlos. Mit Schmerzen verließ er die veilchenbekränzte Stadt der Pallas, Athen, und ihren süßen Musendienst. Inständig bat er seinen Freund Eutropius, ihm mit ehrenvollen, wichtigen Aufträgen vorauszugehen. Höchst ungern vertauschte auch dieser das angenehme Geschäft der Ausbildung seines Geistes gegen die Mühen und Beschwerden der kriegerischen Laufbahn in barbarischen Ländern. Diototos stellte ihm aber

vor: der junge Cäsar sey ein Prinz von schönen, hoffnungsvollen Anlagen; doch sein Charakter scheine noch schwankend, und sehr eines Freundes bedürftig, der im Stande wäre, ihn im Guten zu bestärken, und seine heftige dem Glanz und Schein sich zuwendende Gemüthsart zu mäßigen; seine Zuneigung für Eutropius zeige sich als Gottes Ruf; er könne vielleicht als Werkzeug der Vorsehung durch seinen Einfluß auf des jungen Cäsars Gemüth viel zur künftigen Wohlfahrt des Reiches beitragen. Solche Vorstellungen, welche die Phantasie des Jünglings noch mit hellern Lichtern verschönerte, gaben den Ausschlag. Eutropius folgte seinem erlauchten Gönner nach Lutetia (Paris). Allein noch vorher hatte sich ein Verhältniß angesponnen, das bald hernach den Eifer seines Bruders für das

Christenthum stark auf die Probe stellte. Zu Athen war nämlich die Familie des reichen Agathon dem Diototos nahe verwandt. Obgleich diese ganze Familie noch den Gebräuchen des Heidenthums folgte, stand sie doch mit der des Diototos im freundlichsten Verkehr, woran auch die Jünglinge von Antiochien Theil nahmen. Agathon hatte nur eine Tochter. Irene, die Freude ihrer Eltern, zog Aller Augen auf sich. Aus der schönsten Gestalt leuchtete die schönste Seele. Theodor glaubte in ihr sein lieblichstes Ideal einer Jungfrau verwirklicht zu sehen. Bald wurde Irene der Gegenstand aller seiner Gedanken und Gefühle; ihr Bild begleitete ihn überall hin, auch in die Kirchen. Jene war das höchste Gut, um das er zum Himmel flehte. Der Garten, die Schattengänge

und Lauben, wo er täglich die Geliebte im Beiseyn ihrer Eltern zu sehen und zu sprechen Gelegenheit fand, waren voll von Bildnissen der Venus, des Amor, der Ariadne und Euridize und andern Göttergebilden, welche Irene mit schönen Gewinden und Kronen von Blumen zu schmücken sich zum liebsten Geschäfte machte. Der Glanz der Göttin seines Herzens überstrahlte aber alle Umgebungen. Er sah nichts als Irenen, und Alles was sie that und sprach, schien ihm anbetungswürdig. Oft, wenn sie in jenem Zaubergarten unter hellgestirntem Himmel die Sagen von den Kämpfen des Achill oder von Odysseus Abenteuern in ihre goldene Leier sang, schwamm seine Seele in Entzücken, und die Dichtungen des blinden Sängers von Chios schienen sich ihm, wie von einem gött-

lichen Hauche berührt, in eine Reihe von Sinnbildern christlicher Wahrheit zu verwandeln. In der That war die reinste Heiterkeit über ihre ganze Gestalt und jeden Ausdruck ihrer Gebärden ausgegossen, und nur den klaren Quellen, die sie bekränzte und dem Aetherblau des Himmels, wenn es in ihren Augen sich abspiegelte, vergleichbar. Auch sie gefiel sich im Umgange mit dem geist- und gefühlvollen Christenjünglinge immer mehr. Vielleicht trug gerade die Verschiedenheit ihrer Charaktere (sie war eben so sanft, als er aufbrausend und feurig) das Meiste dazu bei, eine wechselseitige Zuneigung zu entzünden und zu nähren. Sie kam beiden aus der Seele. So verfloß ihnen ein halbes Jahr wie ein schöner Frühlingsmorgen. Sie glaubte im Elysium zu wandeln; er in den unver-

gänglichen Gefilden der Seligen. Erst als er die Einwilligung der Eltern zu einer unauflöslichen Verbindung einholen wollte, trat das Hinderniß der Glaubensverschiedenheit vor seine Seele. Bei andern Verhältnissen hätte er in diesem Gedanken seinen Schutzengel erblickt, der ihn mit ernster Miene großer, dringender Gefahr entwarne. Jetzt kam er ihm vor wie ein feindseliges Gespenst, das seinem höchsten Glück in den Weg trete, und das er mit aller Kraft bekämpfen müsse. — Irenens Vater gehörte zu denjenigen sogenannten Lieblingen des Glücks, die in Zeiten tiefer Zerrüttung und Verdorbenheit jede Kunde davon im Einschlürfen aller Arten sanften Lebensgenusses verträumen, und jeder ernsten Forschung und Erwägung vornehm lächelnd mit der Frage begegnen: was ist Wahrheit? Er lebte in

großem Wohlstand, liebte Frau und Kind, freute sich des Schönen in Natur und Kunst, fand auch an Wohlthun Behagen, und höchste Weisheit schien es ihm, den Lebenspfad, leicht darüber hingleitend, mit Rosen zu bestreuen und alles Störende und Schmerzhafte, auch seinen Schatten davon fern zu halten. Deswegen kam ihm die Eifersucht zwischen Heiden und Christen höchst tadelnswerth und zugleich lächerlich vor. Sorglich vermied er im Umgange, diese Saite zu berühren und der Glaubensunterschied hatte auf sein Benehmen gegen Andere keinen Einfluß. Als demnach Theodor ihm seine Liebe zu Irenen entdeckte, gab er dem Jünglinge nach wenigen Umschweifen vollen Beifall. Wie aber dieser die Besorgniß merken ließ, daß seine Mutter nie seine Verbindung mit einer Hei-

din zugeben möchte, versetzte Agathon fest und kalt: Und ich werde nie zugeben, daß Irene, um dich zu ehelichen, den Glauben ihrer Väter abschwöre. Eudorien hatte indessen der so ganz unerwartete Antrag ihres geliebten Sohnes in die tiefste Betrübniß gestürzt. „Was ist, schrieb sie ihm, aus dem Christeneifer geworden, den du so oft und stets mit den stärksten Betheurungen an den Tag gelegt hast? So waren denn doch meine Besorgnisse wegen der Gefahren Athens keine leeren Traumgesichte! O Gott! der böse Geist hat über den guten gesiegt. Ist denn der Eindruck der väterlichen Warnungen des frommen Flavian ganz in dir erloschen? Haben die Bezauberungen des gottlosen Athens dein weiches Herz so ganz verblendet, daß es sogar für die Stimme derjenigen taub ist, die

dich unter dem Herzen getragen? O mit welchem quälenden Kummer belohnst du deiner Mutter zärtliche Liebe! Dein Vorhaben, mein Sohn! hat mich auf das Krankenlager geworfen. Der Quell der Thränen ist bereits versiegt, so viel habe ich um dich geweint. Tag und Nacht fleh' ich zu Gott, du möchtest doch nur wie jener Nikodemus werden, gegen den du vordem so heftig eifertest, du, den ich jetzt, ach! mit unaussprechlichem Schmerz auf dem Pfade des Verraths, der Verläugnung wandeln sehe. O Sohn! wie kann der noch einen Jünger des Herrn sich nennen, der ein sterbliches Wesen mehr liebt, als Ihn?" *) — Man kann sich denken, wie sehr diese Worte der Mutter, welche

*) Matth. 10, 37. Luk. 14, 26.

der gefühlvolle Theodor wie eine Heilige verehrte, betrübten. Er weinte und jammerte über sein Geschick. Aber das Bild Irenens hatte in ihm jedes andere, selbst das der Mutter verdunkelt. Briefe, in denen frommes Gefühl und Zärtlichkeit in feurigem Ergusse sich vermischten, wechselten lebhaft zwischen Mutter und Sohn. Dem Vater gelang es endlich, Eudoxien durch die Vorstellung wankend zu machen, daß sie durch längere Weigerung den Sohn in Verzweiflung stürzen würde, und das Versprechen des Letztern, Allem aufzubieten, um die Geliebte Christo zu gewinnen, goß auf einmal Beruhigung in ihr Gewissen. Schon freute sie sich im Geist, ihre künftige Schwiegertochter als Christin zu umarmen, und in der Aufwallung dieses freudigen Gefühls gab sie, ohne vorher, wie sie sonst

pflegte, den Rath des ehrwürdigen Flavian einzuholen, ihre Zustimmung. Diototos hatte sich inzwischen auf jegliche Weise bemüht, seinen Pflegesohn zu einem Aufschub der vorhabenden Verbindung zu bewegen; er stellte ihm beweglich den übeln Eindruck vor, den sie auf die Christengemeinde machen würde. Ein Verschub würde vielleicht Irenen veranlassen, freiwillig im Christenthum sich einweihen zu lassen. Allein diese Vorstellungen dienten nur dazu, die Leidenschaft des Theodor noch mehr anzufeuern. Schnell verließ er das Haus des Diototos und miethete sich ein anderes, bis er bei seinem künftigen Schwiegervater einziehen dürfte; und noch am nämlichen Abende, wo er die Botschaft des Sieges der mütterlichen Liebe über die Bedenklichkeiten des Glau-

bens bekam, zog nach dem damals auch unter Christen noch nicht ganz verdrängten Gebrauch ein von ihm bestellter Maskenchor, aus possirlich verkleideten Tänzern und Tänzerinnen bestehend, nach dem väterlichen Hause der Braut zur feierlichen Bewerbung. Diese bei einbrechender Nacht bestieg verschleiert und bekränzt eine Art von Triumphwagen und fuhr im Geleite von Frauen und Mädchen, welche Hymnen zum Preis der Aphrodite und ihres Sohnes und des Hymenäus sangen, und denen ein Chor von Spielerinnen auf Flöten und Cymbeln und ein Jüngling mit brennender Fackel voranging, vor die festlich ausgeschmückte Wohnung des Bräutigams, wo er, eine Krone von Rosen und Myrthen auf dem Haupte, die Braut aus der Hand ihrer Mutter empfing. Mehrere Tage hindurch dauerten

in Agathons zierlichen Hallen und Gärten die geräuschvollen Feste mit Gastmählern, Tänzen und pantomimischen Darstellungen. Doch, kaum war der Taumel der Lustbarkeiten verrauscht, da kam Diototos zu seinem jungen Freunde. Ein düsteres Gewölk lag auf seiner Stirne. Er sprach mit einem von Trauer gemilderten Ernst: Ein furchtbares Gewitter sammelt sich über deinem Haupte. Die Eifrigen in der Christengemeinde nennen dich einen Abtrünnigen und dringen in den Bischof Basilides, den Kirchenbann über dich auszusprechen. Um das Gewitter zu beschwören, ging ich selbst zu dem Bischofe. Dieser hörte mich mit gerührter Theilnahme an, verwies mich aber mit einem Blicke, der Ehrfurcht gebot, auf die Beschlüsse der heiligen Synoden, welche aus höchst ehrwürdigen Gründen den Christen die Ehe mit Götzendienern untersagen, und

fügte mit Wehmuth bei, sein Amt mache es ihm zur traurigen Pflicht, über den ihm bisher so werthen Jüngling den Kirchenbann auszusprechen, oder ihn doch, zur Beschwichtigung des Aergernisses der Gemeinde, von allen Feierlichkeiten in der Kirche auszuschließen, wofern er seiner Verbindung nach erfolgten Warnungen nicht entsage, indem kein Unreiner in das Heiligthum des Herrn und zur Feier der heiligen Geheimnisse zugelassen werden dürfe. Theodor stand wie ein vom Blitz Getroffener da; doch, ohne nur ein Wort zu erwiedern, eilte er zu Basilides, der ihm stets freundlich begegnet war. Er warf sich mit zerknirschtem Herzen vor ihm nieder, zeigte die Einwilligung seiner frommen Mutter vor, betheuerte gleichsam mit einem Eidschwur seinen Entschluß, rastlos an

der Bekehrung seiner Geliebten zu arbeiten. Doch der ehrwürdige Kirchenhirt, so sehr ihm das Schicksal des jungen Mannes, dem er wohl wollte, zu Herzen ging, konnte nichts erwiedern, als was er bereits dem Diototos erklärt hatte. Du weißt, sprach er mit liebreichem Ernste, wie sehr der Sinn und die Sitte der Christen die Ehe mit Heiden verabscheut; wie sehr die Verordnungen der Kirche dagegen eifern *)! — Trauernd verließ Theodor den Bischof; sein Innerstes war zerrissen; das Un-

*) S. Cyprian Testimon. ad Quirin. III. C. 63. Tertullian adv. Mor. Cic. V. 7 de Monogamia C. 11. ad uxorem II. C. 2. 3. Concil. von Elvira. B. 305. Concil. Col. 7. C. 14. 15. 16. Ambrosius Opp. I. Epist. XIX. p. 842 ꝛc. Vergl. Van Espen. Jur. Eccl. univ. P. II. Lit. 13. C. 8.

selige seiner Lage trat mit den entsetzlichsten Farben vor seine Seele. Am tiefsten fühlte er, der bisher als Eiferer für's Christenthum bekannt war, die Kränkung, sich nun von allen Christen wie ein räudiges Schaf gemieden zu sehen. Nach vielem Hin- und Hersinnen fand er kein anderes Mittel, um der Schmach des Kirchenbannes auszuweichen, als schleunige Flucht mit Irenen. Bei früher Dämmerung gingen sie nach dem Hafen, Theodor warf noch einen wehmüthigen Blick nach dem goldenen Kreuze auf der Kuppel einer Christenkirche der Stadt, während Irene an eine am Ufer stehende Statue des Neptunus mit stillen Weihegelübden sich wendete, und nun bestiegen beide das im Geheim gemiethete Schiff, welches sie glücklich nach Alexandrien überführte. Sehr gern wären sie

nun in dieser großen prachtvollen Stadt geblieben. Schon von ferne verkündigt der ungeheure Leuchtthurm, ihr herrlicher Hafen und die Menge schimmernder Kuppeln und Zinnen von Tempeln und Palästen und Säulengängen die Nebenbuhlerin der Städte, denen Romulus und Constantin ihren Namen gegeben. Allein Theodor hätte sich auch hier bei längerm Verweilen einer dem Kirchenbanne gleichkommenden Maßregel bloßgestellt. Sie setzten daher ihre Reise durch die berühmten Länder mit ihren prachtvollen Ruinen von Memphis und Theben bis an den Fuß des Libanon fort, wo sie in einem einsamen Hirtenlande alte Bautrümmer zur Wohnung wählten, indem sie hier unbekannt zu bleiben hoffen durften. Aus dieser Einsamkeit gab er seiner Mutter

und sie der ihrigen von ihrer nothgedrungenen Flucht und ihrem jetzigen Leben auf eine Weise Nachricht, die den Ort ihres Aufenthalts nicht errathen ließ. Bald hernach durchpilgerten sie ganz Palästina und besuchten, gleich vielen Andern, die täglich aus allen Theilen der christlichen Welt dort anlangten, alle durch Christi Gegenwart merkwürdig gewordenen Oerter. Zu Bethlehem schien den Tiefbekümmerten ein Stern aufzuleuchten. Sie machten hier die Bekanntschaft des Priesters Hieronymus, der dem eiteln, nichtigen Getöse und den Verderbnissen Roms entflohen war, um ungestört in dem Lande selbst, das der Weltheiland durch sein Leben geheiliget hat, die Urkunden, die uns davon und von seiner Lehre Nachricht geben, zu erforschen, und darüber vor den Augen der

ganzen christlichen Welt Licht zu verbreiten. Hieronymus, von Gottes väterlicher Liebe durch mancherlei Schulen und Feuerproben zu ihrer klaren Erkenntniß geführt, verband hier mit den strengen Uebungen eines frommen Büßers unter inbrünstigem Gebet ein unablässiges Studium alles dessen, was dazu dienen kann, das Räthsel des Ursprungs und der Bestimmung des Menschen zu lösen, oder doch seine Hüllen durchsichtiger zu machen. Schon die Inschrift am Tempel zu Sais: Kein Sterblicher noch hat meinen Schleier gelüftet! und dann die ungeheuern Pyramiden in den Wüsten von Memphis hatten Irenen zu tiefem Nachsinnen veranlaßt. Aber was sie jetzt sah und hörte, versetzte sie in eine friedliche Stimmung, die sie sich nicht zu erklären wußte. In der schö-

nen, mit Hügeln und Thälern abwechselnden Landschaft um den Geburtsort Jesu hörte sie in die lieblichsten Wettgesänge der Vögel des Himmels den frommen Psalmengesang der Ackersleute und Hirten sich mischen. Des Pflügers Mund ertönte vom fröhlichen Hallelujah; Schnitter und Winzer ermunterten sich mit begeisternden Hymnen. Irene war von diesem Jubel eines frischen, heitern, ewigen Frühlingsgefühls, das die Brust eines ganzen Volkes durchdrungen hatte, recht innig entzückt. Aber noch tiefern Eindruck machten auf sie die Person und die Reden des heiligen Einsiedlers. Eine sanfte, freundliche Würde war über sein ganzes Wesen verbreitet. Jedermann, Jung und Alt, besonders die Kinder verehrten und liebten ihn wie einen Vater. Unermüdet zeigte sich ihnen der etwa

fünfzigjährige Priester im Belehren, Rathen und Helfen. Bei seinem Anblicke fiel ein Strahl des Himmels in Irenens Seele. Sie bat ihn wie jener Kämmerling aus Aethiopien den Philippus *), ihr die Evangelien zu erklären. Freundlich unterzog er sich diesem Geschäfte in der Gegenwart Theodor's, dem jetzt bei dem begeisterten Vortrage Manches sich aufhellte, was ihm bisher im Bereiche des Christenthums noch verdeckt und dunkel geblieben war. Als aber Irene, tief ergriffen von der überschwänglichen Fülle von Liebe, wovon die Lehre des Gekreuzigten überfließt, den Hieronymus um die Einweihung in die Genossenschaft seiner Kirche mittelst der Taufe bat, so sprach er bewegt: Unter die

*) Apostelg. 8, 31.

Katechumenen kann ich dich wohl aufnehmen, meine Tochter! aber die Zulassung zu der mit der Feuertaufe des Geistes verbundenen Taufe mit Wasser fordert nach den weisen Gesetzen der Kirche genauere Prüfung. Ich muß sie dem ehrwürdigen Bruder im Herrn, dem Flavian, vorbehalten, dem Lehrer und geistlichen Vater deines Theodor. Machet euch zu ihm auf den Weg! Er wird euch erhören; er wird Irenen taufen und dann den Segen über euere Verbindung aussprechen. Als sie hierauf von dem gottseligen Priester mit Thränen Abschied nahmen, sprach er mit prophetischem Geiste: Ziehet im Frieden! der Herr sey mit euch! Aber bedenket, daß ihr noch härtern Kämpfen entgegengehet. Ihr betrügt euch, wenn ihr glaubt, daß ein Christ ohne Verfolgung leben könne. Er wird um so mächtiger

angefallen, je mehr er sich in Sicherheit glaubt. Schwere Gewölke hängen über der Kirche Gottes. Er sieht, daß die äußere Ruhe und der äußere Glanz, dessen seine Kirche genießt, Vielen ihrer Glieder und selbst ihrer Vorsteher zum Fallstrick werde, und sie in einen gefährlichen Schlaf von Lauigkeit einwiege; daher wird er zu ihrer Rettung dem Geist der Finsterniß gestatten, die Glut der Verfolgung mit neuer Arglist anzufachen. Wenn nun der Lügengeist mit frischer Gewalt auftreten wird, Trübsal und Schmach in der einen Hand, und Lockungen aller Art in der andern, da zeige jede christliche Seele, was sie werth sey, welcher Geist in ihr wehe; dann halte jede sich fest an Gott! auch ihr, meine Freunde! gedenket alsdann des Tages, wo ihr zur Fahne Christi schwuret, ihm treu zu seyn.

Wohl bedarf es geringen Heldenmuthes, der Wahrheit treu zu seyn, so lange die Gunst der Welt ihre Segel schwellt, so lang' ihr Bekenntniß Vortheile und Ansehen bringt. Wenn aber Stürme von allen Seiten ihr Schiff erschüttern, wenn die Mächtigen ihr verächtlich den Rücken kehren, wenn ihre Bekenner Verfolgung bedroht, dann ist die Zeit des Sieges; dann muß es bei Jedem offenbar werden, ob sein Glaube auf Felsgrund oder auf Sand erbaut sey. Lebhaft kehren die Zeiten der Christenverfolgung wieder vor meine Seele. Wie Mancher dünkte sich damals ein Held des Glaubens, indem er mit Uebermuth die Gefahr aufsuchte und die Gegner durch Beschimpfung der todten Götzen aufreizte! Aber wie er unter Henkershänden lag, da wurde er kleinmüthig, während die Demüthigen, die sich der

Verfolgung zu entziehen suchten, hernach auch unter den stärksten Qualen Gott priesen, und, von seiner Gnade gekräftigt, im Bekenntnisse der Wahrheit treu beharrten. Wie schwach ist doch der Mensch, wenn er stolz auf eigene Kräfte vertraut, und wie unüberwindlich, wenn er sich wie ein Kind Gott übergibt! — Der Herr stärke euch, fügte der Ehrwürdige mit bewegter Stimme bei. Vielleicht beruft er mich noch zu sich, bevor der neue Gewittersturm gegen seine Kirche zum Ausbruch kommt; aber dort wie hier wird Hieronymus für euch beten.

Hoch priesen die zwei Liebenden die Hand der Vorsehung, die sie zu Hieronymus geleitet hatte. Sie ergossen sich noch einmal im Gebete vor der geheiligten Geburtsstätte des Herrn. Aber sobald am andern Morgen die Sonne die schwankenden Häup-

ter der Palmen und Zedern auf den Berggipfeln vergoldete, machten sie sich voll des Trostes nach Joppe auf den Weg. Dort bestiegen sie ein Schiff, welches sie schnell über die Meere nach einer stillen Bucht, in der Nähe von Antiochien, brachte. Hier angelangt, stellten sie sich, verhüllt nach dem Gebrauche der Büßenden, während des Gottesdienstes in die Vorhalle der erzbischöflichen Kirche, und als Flavian, der jetzt im Namen des alten Bischofs Meletius die antiochische Kirche verwaltete, aus dem Heiligthume trat, warfen sie sich ihm zu Füßen, überreichten ihm ein Schreiben von Hieronymus und erwarteten mit gebeugtem Haupt den Ausspruch des verehrten Priesters von Antiochien. Dieser, als er das Schreiben mit sichtbarer Theilnahme gelesen hatte, hob die Harrenden liebreich empor, und

drückte, wie der Vater den verloren geglaubten Sohn, seinen ehemaligen Schüler, der jetzt in Thränen zerfloß, an seine Brust; dann führte er beide unter Begleitung vieler anwesenden Christen zu dem Taufbecken und ertheilte nach einer rührenden Anrede an die Versammelten der Irene die Taufe; er faßte darauf ihre Hand, legte sie in die Hand des Theodor, und sprach den Segen über sie. Während dieser Handlung hatte ein junger Kirchendiener dem Flavian auf einem Kissen zwei Ringe dargereicht, und er steckte sie jetzt dem jungen Ehepaare an den Finger. Auf dem der Irene waren mit einer Taube die Worte gegraben: Liebet einander! Auf dem des Theodor unter einem Anker: Die Ehe ein großes Geheimniß *)! Noch am nämlichen Tage eilte

*) Clem. Alex. XIX. Pædag. III. C. 1.

Flavian, die Beiden in die Arme des Theophanes und der Eudoria zu führen. Eben so groß war jetzt der guten Eltern Freude, als vorher ihr Kummer. Auch dem Theodor war ein neuer Himmel aufgegangen, und Irenens Stimmung spiegelte sich, gleich dem schönsten Frühlingsmorgen, in einem Briefe ab, worin sie ihre geistige Umwandlung ihren Eltern zu Athen meldete. „Unaussprechliche Heiterkeit, schrieb sie, und ein Friede, den ich vorher kaum geahnet, viel weniger gekostet hatte, ist in meine Brust eingekehrt. Erst jetzt ist meiner Seele ihr Ursprung und ihre Bestimmung klar. Sie hat einen Vater, einen ewigen Freund im Himmel. Es ist eine Tugend, und diese bahnt uns den Weg nicht bloß in ein Elysium, nein in den Olympus, in Gottes Himmel selber. Triumph

über Triumph! die Seele ist frei und unsterblich! O wie unendlich liebreich, wie seelenvoll, wie beredt spricht jetzt die Natur zu mir in ihrem unaufhörlichen Wechsel! Ich erblicke darin lauter Propheten und Sinnbilder unserer ewigen Zukunft in den Wohnungen über den Sternen, und mein Theodor ist mir noch einmal so theuer, er ist nun wahrhaft und ganz mein, seit ich weiß, daß wir Hand in Hand nach einem uns noch unsichtbaren Vaterlande wallen, wohin wir auch unsern Kindern Anleitung geben, und wo wir uns einst zusammenfinden werden mit allen Gerechten, Guten und Edeln."

Während sich nun das Haus des Theophanes im aufjubelnden Danke für die gütigen Fügungen des Himmels der reinsten Freude überließ, kam die Botschaft, das Heer des Cäsars Julian habe ihn mit

Begeisterung zum Kaiser ausgerufen; er habe die Larve abgeworfen, öffentlich vor dem Heere habe er den Göttern geopfert, und er sey nun in vollem Anzuge gegen Konstantinopel. Wie tief wurde dadurch Eudoria, kaum über den einen Sohn beruhigt, wegen des andern in Angst und Bekümmerniß versenkt! Eutropius stand bei Julian auf dem Gipfel der Gunst. Er hatte sich in mehreren Schlachten gegen die Barbaren ausgezeichnet, und dadurch zu einer der vordersten Stellen im Heere sich erschwungen. Dabei genoß er des Cäsars täglichen und vertrauten Umgang. Die Mutter, die es für weit größer hielt, bei Gott der Letzte, als bei dem mächtigsten Fürsten der Erste zu seyn, zitterte vor dem Gedanken, ihr Sohn möchte durch das Beispiel seines kaiserlichen Gönners fortgerissen werden. Nun

folgte jener ersten Nachricht auf der Ferse die Kunde von dem Tode des Constantius, von Julians Thronbesteigung und von der entschiedenen Abneigung, welche dieser gegen das Christenthum, und dem fanatischen Eifer, den er für Herstellung des Götterdienstes durch mancherlei Vorkehrungen an den Tag legte. An die berühmtesten Götzentempel hatte er prachtvolle Geschenke überschickt, und selbst gefiel er sich mit geflissener Schaustellung in den Verrichtungen eines obersten Priesters. Zugleich meldete Eutropius aus der Hauptstadt, er werde selbst den Kaiser ehestens nach Antiochien begleiten, wo derselbe geraume Zeit zu verweilen gedenke. So geschah es auch. Bei Eudorien mischte sich in die Freude über des Sohnes Wiedersehen eine mißtrauische Besorgniß wegen der religiösen Gesinnung

des Lieblings von Julian. Denn man vernahm, wie dieser nichts sparte, um die Christen am Hofe und im Heere zur Nachahmung seines Beispiels zu verführen. Abwechselnd wurden Aeußerungen eines beschimpfenden Mitleids, bitterer Hohn, Ermahnungen, Schmeicheleien und Versprechungen von ihm angewendet, und Viele wechselten ohne Bedenken ihre Religion wie eine Mode. Doch Eutropius zerstreute bald mit gewohnter Offenheit jede Besorgniß im Gemüthe der Mutter. Alles, sprach er, was ich erlebte, und was ich auch nun höre und sehe, bestärkt mich im Christenglauben; bei jedem Anlasse nehme ich diesen beim Kaiser in Schutz; schon oft gelang es mir, ihn von harten Maßregeln gegen unsere Kirche abwendig zu machen. Zur wahren Heldengröße fehlt Julian nichts, als der ächte

Glaube. Wäre er ein Christ, man würde die reinsten Tugenden zur Freude der Menschheit und zur Wohlfahrt des Reiches aus seinen gewiß seltenen Gaben, aus seinem Scharfsinn, seiner Sitteneinfalt, seinem Muthe, seiner Seelenstärke hervorsprießen sehen. Aber, fuhr er, mit Wärme an Eudoxien sich wendend, fort, sei versichert, beste der Mütter! mein Glaube ist mir um Nichts feil; er schwebt mir nicht bloß auf der Oberfläche der Seele; ihr Innerstes hat er durchdrungen. Sollte Julian von seinen Versuchen, mich, wie er sich ausdrückt, zum uralten Glauben der Väter, dem das Reich seine Größe und Macht verdanke, zu bekehren, nicht abstehen, so ist mein Entschluß gefaßt; ich verlasse den Hof und das Heer, allen seinen Herrlichkeiten entsagend. Nur die Hoffnung, den Kai-

ser auf bessere Gesinnungen zu bringen, hält mich noch bei ihm zurück. Eutropius hielt Wort. Er, den früher der Mutter milde Ironie so oft mit Nikodemus verglichen hatte, widerstand allen Versuchungen seines kaiserlichen Gönners, und als dieser ihm Dinge zumuthete, wodurch er seinen Glauben verdächtigt hätte, bat er um Entlassung; statt derselben wurde ihm aber Gallien als Verbannungsort angewiesen, wo er in der Folge als ein treuer Apostel Christi sein Reich erweiterte. Der Abschied von den Eltern war rührend. So sehr er die Wehmuth der Mutter erregte, so war doch ihre triumphirende Freude über des edeln Sohnes herrliches Benehmen überwiegend. Theophanes aber verlieh dem Abschiedsfeste noch einen ganz eigenen Glanz, indem er es in der Vorhalle der von ihm erbau-

ten Kirche mit folgender Erklärung eröffnete: Die entzückenden Tugenden, sprach er, welche die Lehre Christi an dir, meine Eudoria, an dir, mein Theodor, und an dir, meine Tochter Irene, und an so manchen Andern vor meinen Augen entfaltet hat, erlauben mir keinen Zweifel mehr. Solche Früchte bringt nur eine göttliche Kraft. Und weil das Christenthum gerade jetzt, wo es einen so großen Reichthum an solchen Früchten offenbart, von der Welt mit Schmach und Trübsal umgeben wird, fühl' ich mich mit überirdischer Gewalt zu ihm hingezogen. Der alte Theophanes, schon viele Jahre Katechumenus, bittet um die Einweihung durch die Taufe. — O heiliges Doppelfest geistiger Wiedergeburt, am nämlichen Tage gefeiert! Wieder ein Nikodemus Christo gewonnen! rief Flavian, und Eudoria, die ihre

süßesten Wünsche in Erfüllung treten sah, pries den Herrn. — Doch wie oft an dem heitersten Sommertage unvermerkt ein schwarzes Gewitter heranzieht, so sollte auch der heilige Jubel dieser frommen Familie bald wieder auf einige Zeit durch schwere Kümmerniß unterbrochen werden. Zu Antiochien, wo Theodor eine Wohnung bezogen hatte, trug sich nämlich Folgendes zu. Das Betragen und die Maßregeln Julians brachten die christliche Volksmasse dieser Stadt in große Mißstimmung und Gährung. Stoff dazu gab nicht bloß seine Verachtung ihres Glaubens, auch sein Abscheu vor allem Weichlichen, auch der stoische Ernst und die Sittenstrenge, womit er von schlüpfrigen Schauspielen und Schwelgerscenen, denen die Antiochener mit ganz unziemlicher Leidenschaftlichkeit nachhingen, sich fern hielt,

stimmten das von Natur reizbare Volk gegen ihn. Anfangs begnügten sich jedoch die Tonangeber mit Witzworten und Satyren, wozu der Geist dieses Volkes vorzüglich aufgelegt war. Sie nannten ihn einen unfreundlichen Misanthropen, der sich unberufen zu ihrem Censor aufwerfe. — Der Kaiser fand es nicht unter seiner Würde, die Spiele ihres Witzes mit noch schärfern zu erwiedern. Bei diesem satyrischen Wettstreite, der, indem er Gelächter erregte, die Aufwallung des Zorns besänftigte, wär' es auch wohl ohne fremdartige Dazwischenkunft geblieben. Aber an den Höfen der Fürsten gibt es immer Leute, die aus kriechendem Ehrgeiz jedes Mittel sich erlauben, das den bekannten Absichten des Gebieters schmeichelnd zuvorkommt, weil sie dafür Belohnung statt Ahndung erwarten. So der von Julian be-

stellte Statthalter, ein bösartiger Mann, der, keiner Religion zugethan, um sich bei seinem neuen Herrn einzuschmeicheln, den Christennamen abgelegt und den Mantel eines heidnischen Sophisten angelegt hatte, und jetzt überall den Haß Julians gegen das Christenthum überbot. Nun hatte der Kaiser den Beschluß erklärt, daß in dem Antiochien nahe gelegenen Cypressen- und Lorbeer-Haine von Daphne das vormalige Nationalfest der Bewohner dieser großen Stadt mit allem Glanz, womit die heidnischen Festgebräuche Sinne und Einbildungskraft beschäftigten, wieder gefeiert werde. Dieser Beschluß gab dem Statthalter Vorwand zu dem Befehle, das Bethaus der Christen, das der Cäsar Gallus dort über den Gebeinen des unter Kaiser Decius als Märtyrer verstorbenen Bischofs Baby-

lus hatte errichten lassen, niederzureißen, weil es der angeordneten Einfassung des seit geraumer Zeit geschlossenen prächtigen Apollotempels mit einem Säulengange hinderlich sey. Wie ein Donnerschlag erregte dieser Befehl im Christenvolke die Befürchtung des Schlimmsten für seine Religion. Da traten Theodor und andere Eiferer, der Weisheit, die das rechte Maß zu halten weiß, entbehrend, unter dasselbe, und statt es zu besänftigen, beredeten sie es, ihnen nach jenem Bethause zu folgen. Alles, Männer und Weiber, Kinder und Greise strömten dahin. Jene nahmen den Sarg des heiligen Märtyrers, den das Volk mit Küssen und Thränen bedeckte, auf die Schultern, und nun wallte der unermessene Volkszug, Psalmen singend, die auf die

Vernichtung des Götzendienstes anspielten *), um jenen heidnischen Tempel, und in dem Haine von Daphne umher, und nachdem er eben so nach dem bedrohten Bethaus zurückgekehrt war, umstellten dasselbe Theodor und seine Freunde mit Schaaren der Rüstigsten aus dem Volke, die bewaffnet auch in der folgenden Nacht dort verblieben, entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nun begab es sich aber, daß um die Mitte der Nacht, während diese Christenhaufen fortfuhren, durch Absingung von Psalmen ihren Muth zu beleben, jener Heidentempel in

*) Unter andern den 96sten Psalm. Sie sangen: Zu Schanden werden die Anbeter der Götzen! *Socrates* Hist. Ecclesiast. III. C. 16. *Sozomenus* V. C. 19. *Rufinus* I. C. 35. *Theodoretus* III. C. 10.

Brand gerieth. Der Brand war bloß durch die Unvorsichtigkeit der Opferpriester entstanden. Aber keiner der Christen rührte sich, um Hülfe zu leisten; vielmehr fuhren sie, durch jenes Ereigniß, in welchem sie eine höhere Schickung erblickten, angefeuert, mit erhöhtem Eifer und mit frohlockendem Tone in ihrem Gesange fort. In wenigen Stunden war der Tempel und die Bildsäule darin von der Flamme zernichtet, und am Morgen zerstreuten sich die Christen wieder; jeder kehrte zu seinen Geschäften zurück, der sichtbaren Rache des Himmels an dem Heidenthume (so erklärten sie den Vorgang) sich freuend. Inzwischen verbreitete aber der Statthalter das Gerücht, die Verbrennung des Tempels sey das Werk der frevelhaften Christen, und diesem falschen Gerüchte verschaffte die von vielen Christen laut ge-

äußerte Freude unter den Heidnischgesinnten vielen Glauben. Unverweilt ließ nun der Statthalter durch sein Kriegsvolk jenes Bethaus der Christen niederreißen, und ihre Hauptkirche zu Antiochia auf eine schändliche Art entweihen, ausplündern, verschließen und mit Truppen umgeben. Theodor aber und seine Freunde wurden verhaftet. Man legte sie auf die Folter, um ihnen das Geheimniß nicht nur der Tempelverbrennung, sondern auch einer Verschwörung gegen den Kaiser abzupressen. Lange widerstand Theodor der Heftigkeit der Qual. Ja es kam ihm vor, eine himmlische Jünglingsgestalt stehe bei ihm, sanft den Schweiß von ihm abwischend. Endlich aber entfuhr beinahe ganz unwillkürlich seinen Lippen das falsche Geständniß. Als Irene davon Nachricht bekam, ward sie unsäglich bestürzt.

Sie flog weinend nach dem Kerker, und bat ihren unglücklichen Gatten mit der rührendsten Beredsamkeit, um des Blutes des Erlösers willen, die seinen heiligen Namen entehrende Lüge vor den Richtern zu widerrufen. Wie hätt' er ihrer Bitte zu widerstehen vermocht! Als ihm aber am folgenden Tage nach gemachtem Widerruf die Wiederholung der Folter war angekündigt worden, hüllte die heldenmüthige Frau sich und ihre zwei kleinen Knaben in Trauerkleider und begab sich mit ihnen wieder zuerst nach dem Kerker, und nachdem sie ihren Mann zur Standhaftigkeit ermahnt hatte, schritt sie schweigend, die beiden Kinder an der Hand, im Angesichte der von Schrecken erfüllten Antiochener nach dem kaiserlichen Palaste, und ohne sich aufhalten zu lassen, drang sie bis vor Julian. Er war gerade

in ernster Stimmung, von Wahrsagern, Stern- und Traumdeutern und Zauberkünstlern umgeben, die ihm über den Ausgang des beschlossenen Kriegszugs gegen die Parther den Beschluß der Götter enthüllen sollten, als Irenens feierliche Trauergestalt wie ein himmlisches Wesen vor ihm sich zeigte. Die Priester der Mächte der Finsterniß schauern von ihrem stillen Glanze zurück. Sie aber wirft sich dem Kaiser zu Füßen. Mit erzwungener Kälte hört er sie an, und weniger aus Mitleid oder aus Rechtsgefühl, als um den ihm verhaßten Antiochenern einen glänzenden Beweis der Großmuth eines Götterverehrers zu geben, befahl er, den Christen Theodor auf der Stelle in Freiheit zu setzen. Dieser verließ nun mit den Seinigen die Stadt, deren leidenschaftliche Stimmung ihm so gefährlich geworden

war, um auf dem Landgute seiner Eltern ein stilles, dem göttlichen Worte gemäßes Leben zu führen, das Jedermann erbaute und einen guten Wohlgeruch auch unter den Heiden verbreitete. Von dieser Zeit an hörte man ihn nie wieder Leute verdammen, die dem Nikodemus ähnlich schienen, sondern er blieb der Worte stets eingedenk: „Kein Bruder richte, keiner verurtheile den andern; aber an den Früchten möge jeder erkennen, wer aus Gott ist!“